A. gr. b.
3538

8° A. gr. b. 3538
Xenophon

<36607799090018

<36607799090018

Bayer. Staatsbibliothek

~~Au. Gr. 2550 m~~

Auct. Gr. vet. 65. p. 291.

Xenophons

Denkwürdigkeiten

des

Sokrates.

Aus dem Griechischen übersetzt

von

Johann Jakob Hottinger.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Zürich,
bey Orell, Füßli und Comp.
1819.

Glaube gewiß, daß der alten Künstler, so wie ihrer Weisen Absicht war, mit Wenigen Viel anzudeuten. Daher liegt der Verstand der Alten tief in ihren Werken; in der neuern Welt ist es mehrentheils wie bey verarmten Krämern, die alle ihre Waaren ausstellen. — Ist ein Vorurtheil nützlich, so ist es die Ueberzeugung von dem, was ich sage. Mit demselben nähere dich zu den Werken des Alterthums, in Hoffnung Viel zu finden, so wirst du Viel suchen. Aber du mußt dieselben mit Ruhe betrachten; denn das Viele im Wenigen, und die stille Einfalt wird dich sonst unerbaut lassen, wie die eilfertige Lesung des ungeschmückten großen Xenophons.

Winkelmann.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Sr. Wohlgebohren

Herrn

Conrad von Wyß,

Präsidenten des Obergerichts,

Herrn

Alt-Rathsherrn Schultheß,

und

Herrn

Gerichtsherrn von Orelli,

meinen theuern Gönnern und Freunden, den Edeln und Guten, gegen welche der Geist des

weisen Sokrates sich vernehmlich und klar ausspricht, widmet diese Uebertragung Sokratischer Gespräche als einen Beweis herzlicher Hochachtung und Liebe

Joh. Jakob Hottinger.

Zürich, den 29. Sept. 1818.

Inhalt.

Erstes Buch.

Seite

I. Sokrates ist weder Verächter der Nationalgötter, noch Erfinder von neuen. . . . . . 1—8

II. Er ist kein Jugendverderber. . . . . . 8—30

III. Wie er sich in Reden und Thaten stets betragen habe. 30—35

IV. Seine Beweise für das Daseyn Gottes. . . 35—43

V. Sein Lob der Enthaltsamkeit. . . . 43—45

VI. Unterredung mit Antiphon, der ihm seine Schüler abwendig machen wollte. . . . . 45—51

VII. Wie er seine Freunde von eitler Ehre abzieht. 51—55

Zweytes Buch.

I. Sokrates Unterredung mit Aristipp über Wollust und Enthaltsamkeit. . . . . . 55—70

II. Wie er seinen Sohn Lamprokles mit seiner Mutter aussöhnt. . . . . 70—75

III. Und wie ein andermal zwey aufgebrachte Brüder. 76—82

IV. Seine Sorgfalt für seine Freunde. . . 82—84

V. Seine Gedanken von Werthe der Freundschaft. 84—85

VI. Von der Kunst Freunde zu wählen und zu gewinnen. 85—92

VII. Wie Sokrates einem Freunde aus der Noth hilft. 92—98

VIII. Wie er den Eutheros zu einer anständigen Lebensart zu bereden sucht. . . . . . 98—99

IX. Wie er den Criton von boshaften Anklägern befreyt. 100—102

X. Von der Wohlthätigkeit gegen Freunde. . 102—104

Drittes Buch.

I. Von den einem Feldherrn nöthigen Wissenschaften. 105—109

II. Von den Hauptpflichten eines solchen. . . 109—110

Seite
III. Von den Pflichten eines Anführers der Reuterey. 110—114
IV. Das Vorbild des guten Hausvaters für den Feldherrn. . . . . 114—118
V. Wie man die Athenienser zur alten Tapferkeit zurückbringen könne. . . . . . 118—126
VI. Sokrates sucht den Glaukon vom Gelüste nach Staatsämtern abzubringen. . . . . 127—132
VII. Den Charmides hingegen muntert er zum Dienste des Staates auf. . . . . . 132—135
VIII. Seine Unterredung mit Aristipp über das Gute und Schöne. . . . . . . 135—138
IX. Antworten auf verschiedne Fragen. . . 139—144
X. Seine Unterredung mit einigen Künstlern über ihre Kunst. . . . . . . 144—149
XI. Seine Unterredung mit Theodote über ihre Kunst, Liebhaber anzulocken. . . . . 149—155
XII. Von der Sorgfalt für den Körper. . . 155—157
XIII. Geistreiche Antworten. . . . . 158—160
XIV. Einige Tischreden des Sokrates. . . 160—162

Viertes Buch.

I. Daß gute Köpfe und reiche Leute eben so wohl Unterricht bedürfen, als Andere. . . 163—165
II. Wie sich Sokrates gegen solche benahm, welche vollkommen gebildete Männer zu seyn glaubten. 166—182
III. Daß sich die Götter um die Menschen bekümmern. 182—190
IV. Von der Gerechtigkeit und dem Naturgesetze. 190—201
V. Von der Enthaltsamkeit. . . . . . 201—206
VI. Sokrates führt seine Schüler auf Gesundheit und Bestimmtheit im Sprechen. . . . 206—213
VII. Was und wie viel in jeder Kunst zu erlernen sey. 213—218
VIII. Daß Sokrates in Absicht auf seinen Dämon keiner Unwahrheit sey überwiesen worden. . 218—221

Xenophons
Denkwürdigkeiten.

Erstes Buch.

I.

Noch nie habe ich mirs erklären können, durch welche Gründe wohl immer die Ankläger des Sokrates seine Mitbürger überreden konnten, daß er um sie den Tod verdient habe. Die Anklage war ungefähr in folgenden Ausdrücken abgefaßt: „Sokrates ist strafwürdig, weil „er die vom Staate anerkannten Götter nicht aner„kennt, und dafür andere, unbekannte Gottheiten „einführen will; er ist es ferner, weil er die Jugend „verführt." Mit was für Gründen konnten sie nun wohl den ersten Grund beweisen, daß er nämlich die vom Staate anerkannten Gottheiten nicht habe anerkennen wollen? Denn das wußte doch jedermann, daß er sowohl zu Hause als auf den gemeinsamen Altären der Stadt den Göttern opferte; und auch das war nicht unbekannt, daß er von der Divination Gebrauch machte. Es war eine allgemein verbreitete Sage, Sokrates behaupte, daß ein gewisser Dämon ihm das zukünftige verkünde. Und gerade darauf schienen seine Ankläger die Beschuldigung wegen Einführung neuer Gottheiten hauptsächlich gegründet zu haben. Damit aber brachte er so wenig etwas neues

auf die Bahn, als die übrigen alle, welche an eine Divination glauben, und auf die Auspicien, oder auf Wahrzeichen, seltsame Erscheinungen, und Eingeweide der Opferthiere achten. Auch diese glauben ja nicht, weder daß die Vögel, noch die uns zufälliger Weise begegnenden Menschen es selbst wissen, was denen, welche auf Anzeigen ausgehen, zuträglich sey, sondern sie glauben, daß die Götter es ihnen durch diese Wesen anzeigen; und eben das meinte Sokrates auch. Aber darinn wich er von der allgemeinen Meinung ab. Der große Haufe glaubt nämlich, daß es Vögel und andere ihm zufällig begegnende Wesen seyen, durch welche er die Anzeige erhalte etwas zu thun, oder zu unterlassen. Sokrates hingegen sagte, so wie er in der That überzeugt war, daß es die Gottheit sey, welche das Zukünftige anzeige; und auf diese Anzeige der Gottheit, rieth er seinen Freunden mehrmals etwas etwas zu thun, oder zu unterlassen. Die welche ihm folgten, befanden sich wohl dabey; wer es nicht that, der kam in den Fall es zu bereuen. Nun kann man leicht denken, daß er seinen Freunden weder als ein Thor, noch als ein Aufschneider habe erscheinen wollen; und eines von beyden mußte ja nothwendig geschehen, wenn er eine dem Vorgeben nach göttliche Anzeige machte, welche der Ausgang Lügen strafte, Gewiß also würde er nie etwas künftiges vorhergesagt haben, wenn er nicht geglaubt hätte, die Wahrheit zu sagen. Wem wird man nun aber in solchen Din-

gen eher glauben als der Gottheit! Und glaubte Sokrates einem göttlichen Wesen, wie konnte er denn ein Gottesleugner seyn?

Ueberdieß äußerte er sich auch folgender Maßen gegen seine Freunde. In Dingen, deren Erfolg von bestimmten Ursachen abhieng, rieth er ihnen so zu handeln, wie er es nach seinen Einsichten für gut fand. Bey Sachen von zufälligem Erfolg hingegen, verwies er sie an die Divination. Wer z. E. sein eigenes Hauswesen oder den Staat gut verwalten wollte, der bedürfe dazu der letztern. Zwar was die Künste und Handwerke an sich betreffe, wenn z. B. einer ein Zimmermann, oder ein Schmied, oder ein Landwirth, oder ein Regent, oder ein Rechnungsführer, oder ein Oekonom, oder ein Feldherr werden, oder von diesen Künsten sich die Theorie erwerben wolle, so müßte dieses alles erlernt und jeder Beruf nach eignem Gutdünken gewählt werden. Aber was bey diesem allem das wichtigste sey, das haben die Götter der menschlichen Vorsicht entzogen, und sich allein vorbehalten. Wer sein Feld aufs beste bestelle, der wiße nicht, wer die Früchte einärndten, wer ein schönes und bequemes Haus baue, wiße nicht, wer es bewohnen werde; weder der Feldherr wiße, ob er bey seinem Kommando, noch der Staatsmann, ob er bey der Verwaltung des Staates wohl fahren werde. Wer ein schönes Weib heirathe, in der Hoffnung durch sie glücklich zu seyn, der wiße nicht, ob sie ihm nicht

vielfachen Verdruß machen werde; und wer durch Heirath mit mächtigen Familien sich in Verbindung setze, der wisse nicht, ob er nicht um ihrentwillen sein Vaterland werde verlassen müßen. Man müßte verrückt seyn, um glauben zu können, daß in solchen Dingen alles von der Wahl der Menschen, und nichts von dem Einflusse der Gottheit abhange. Aber nicht minder verrückt wären diejenigen, welche in Sachen, deren Beurtheilung die Götter menschlicher Einsicht und Kenntnissen unterworfen haben, von der Divination Auskunft verlangten. So zum Beyspiel, wenn jemand das Orakel befragen wollte, ob es besser sey, einem erfahrnen oder unerfahrnen Fuhrmann den Wagen, einem kundigen, oder einem unwissenden Steurmann das Schiff zn überlassen. Und eben so, sagte er, hieße es verkehrt, und gegen die Natur der Dinge handeln, wenn man in Sachen, die sich durch Zahl, Maß, und Gewicht herausbringen lassen, die Götter befragen wollte. Was die Götter den Menschen vergönnt hätten zu lernen, und durch Lernen zu Stande zu bringen, das müßte gelernt werden. Was hingegen den Menschen verborgen wäre, das müßten sie vermittelst der Divination von den Göttern zu erfahren suchen. Denn dieses offenbaren sie denjenigen, welchen sie gewogen seyen.

Sokrates erschien immer an öffentlichen Plätzen. Am Morgen frühe besuchte er die Säulengänge, und die Gymnasien; später, wenn die Menge sich auf dem

Markt einfand, war er daselbst auch zu sehen, und die übrige Zeit des Tages brachte er immer da zu, wo er sehr viele Menschen zu finden glaubte. Gewöhnlich hielt er da seine Unterredungen, welche jeder, der Lust hatte, anhören konnte. Kein Mensch hat ihn jemahls etwas thun gesehen oder sprechen gehört, das von Irreligiosität oder Ruchlosigkeit zeugte. Er sprach nicht, wie die Weltweisen insgemein, von der Natur des Weltalls, stellte keine Untersuchungen über die innere Beschaffenheit des von den Sophisten so geheißnen Weltsystems, noch über die unabänderlichen Gesetze an, durch welche die Veränderungen der Himmelskörper bestimmt werden. Im Gegentheil erklärte er diejenigen, welche mit dergleichen Untersuchungen sich abgaben, für Thoren. Allererstens warf er die Frage auf: Ob sie sich mit solchen Dingen beschäftigten, weil sie das, was den Menschen angienge, bereits im Reinen zu haben glaubten; oder ob es vernünftig gehandelt hieße, sich um das, was dem Menschen zunächst anliegt, nicht zu bekümmern, und nach dem zu forschen, was an dem Himmel vorgeht? Hiernächst bezeugte er darüber seine Verwundrung, daß diese Leute es nicht einsähen, daß die Ergründung jener Dinge außer der menschlichen Sphäre liege. Denn diejenigen, welche es darinn am weitesten gebracht zu haben glaubten, stimmten in ihren Meinungen gar nicht zusammen, sondern verhielten sich gegen einander gerade so wie verrückte Menschen.

Von den Verrückten nämlich entsetzten sich die einen vor keiner Gefahr; andere fürchteten sich da, wo nichts zu fürchten wäre; einige scheuten sich nicht die ungeziemendsten Dinge öffentlich zu thun und zu sagen; andre wären zu blöde, sich nur vor den Leuten sehen zu lassen; einige hielten weder Tempel, noch Altar, noch sonst etwas Geweihtes für heilig; und andre erwiesen jedem Stein und Gränzpfahl, so wie gewissen ihnen aufstoßenden Thieren, göttliche Ehre. Gerade so wären auch diejenigen, welche sich mit der Erforschung des Weltalls abgäben, in ihren Meinungen getheilt. Einige glaubten, es existiere nur eine einzige Substanz; andere unendlich viele; einige, daß alles in stäter Bewegung sey; andere, daß gar keine Bewegung sich gedenken lasse; einige, daß alles entstehe, und vergehe, andere, daß weder Entstehen noch Untergang Statt finde.

Er machte ferner über diese Männer folgende Bemerkung. Diejenigen, sagte er, welche sich mit menschlichen Kenntnissen abgaben, hofften das Erlernte, sowohl für sich selbst, als für andere, in Ausübung bringen zu können. Nun fragte er: Ob denn diejenigen, welche sich mit der Erforschung übermenschlicher Dinge beschäftigten, sich einbildeten, nachdem sie einmahl die bestimmten Gründe aller Naturveränderungen kannten, so bald es ihnen gefiele, Wind, oder Regen, oder den Wechsel der Jahreszeiten, und andres dergleichen, nach jedesmahligem Bedürfnisse bewirken

zu können; oder ob es ihnen, auch ohne diese Hoffnung schon genüge, die Gesetze zu kennen, nach welchen alle diese Veränderungen erfolgen?

So ungefähr äußerte sich Sokrates über diejenigen, welche mit dergleichen Nachforschungen sich zu thun machten. Er selbst schränkte sich immer auf solche Gegenstände ein, welche den Menschen zunächst interessieren. Zum Beyspiel: Er entwickelte die Begriffe von Religiosität und Irreligiosität, von dem sittlich Schönen und Häßlichen, von Recht und Unrecht, von Verstand und Unverstand, von Muth und Zagheit. Er untersuchte, was ein Staat heiße, und wer ein Staatsmann sey, was eine Regierungsform heiße, und wer zum regieren geschickt sey, und noch andre Gegenstände von dieser Art, deren Kenntniß, nach seinem Urtheile, den Mann von Bildung, und den eigentlich freygebornen Menschen ausmachte, so wie hingegen die Unkunde derselben auch den Freygebornen zum Sclaven herabwürdigte.

Hätten nun die Richter den Sokrates in einer Sache, worüber seine Denkensart ihnen unbekannt war, unrichtig beurtheilt, so dürfte man sich darüber nicht verwundern; aber wohl ist es zum verwundern, wie ihrer Aufmerksamkeit das entgehen konnte, was allgemein bekannt war. Zum Beyspiel: Er hatte, als Mitglied des Rathes, den gewöhnlichen Eid geschworen, sein Amt nach den Gesetzen zu verwalten. Nun wollte das Volk, in dessen Versammlung er damahls den Vorsitz führte, jene neun Be-

fehlshaber der Flotte, den Thrasylus und Erasinides, samt den übrigen, gegen das Gesetz durch eine einzige Stimmensammlung richten. Allein Sokrates ließ es nicht zum Stimmensammeln kommen, ungeachtet der Pöbel tobte, und viele der Mächtigern ihn durch Drohungen zu schrecken suchten. Er wollte lieber seinem Eyde getreu bleiben, als in einer ungerechten Sache dem Volke nachgeben, um sich vor den Drohungen sicher zu stellen. Denn er hatte von der Aufsicht der Götter über die Menschen ganz andere Begriffe, als die meisten Menschen haben. Diese glauben nämlich, daß die Götter manches wissen, aber nicht alles. Sokrates hingegen glaubte, die Götter wissen alles, alle unsre Reden, Handlungen und geheimen Gedanken; sie seyen überall gegenwärtig, und ertheilen auch den Menschen die zu ihrer Wohlfahrt nöthigen Anzeigen.

Ich muß mich daher verwundern, wie die Athener sich wohl überreden konnten, daß Sokrates in Rücksicht auf die Götter schlecht denke — Er welcher nie etwas irreligiöses sagte, im Gegentheil in Rücksicht auf die Götter immer so sprach und handelte, wie nur ein Mann von der größten Religiosität handeln und sprechen konnte.

II.

Eben so wenig kann ich es begreifen, wie es Leute gab, die es sich weis machen ließen, daß Sokrates die Jugend verführe — Er, welcher, abgesehen von

dem was ich bisdahin gesagt habe, in Rücksicht der Befriedigung des Geschlechtstriebes und des Genusses der Nahrungsmittel, ein Muster von Enthaltsamkeit war, gegen Frost und Hitze und jede Art von Beschwerden sich völlig abgehärtet hatte, und überdieß seine Bedürfnisse so zu beschränken wußte, daß es ihm bey einem äußerst geringen Einkommen niemahls an dem Nöthigen gebrach. Und ein solcher Mann sollte andere zur Irreligiosität, zur Gesetzlosigkeit, zur Ueppigkeit, zu Ausschweifungen des Geschlechtstriebes, oder zur Weichlichkeit verleitet haben! Gerade das Gegentheil. Er brachte viele von diesen Lastern zurück, flößte ihnen Liebe zur Tugend ein, und belebte ihren Muth durch die Hoffnung, daß sie einst wackre und achtungswerthe Männer werden würden, wenn sie ihre Ausbildung nicht vernachläßigten. Zwar machte er sich niemahls anheischig, durch seinen Unterricht dieses zu bewirken; aber dadurch, daß er sich andern immer als einen solchen Mann zeigte, erregte er bey ihnen die Hoffnung, durch Nachahmung ihm ähnlich zu werden.

Seinen Körper vernachläßigte er eben so wenig, als er die Vernachläßigung desselben an andern gut hieß. Das Uebermaß im Essen und in körperlichen Uebungen mißbilligte er, und fand für gut, daß man so viel esse, als man mit Appetit essen könne, und durch angemessene Leibesübung die Speisen ausarbeite. Eine solche Lebensordnung, glaubte er, sey der Gesundheit

zuträglich, und störe die Seele nicht in ihren Verrichtungen. In Kleidern, Schuhen, und in seinem ganzen Aufzug zeigte er keine Spur von Eitelkeit noch von Weichlichkeit.

In seinem Umgange lernte man nicht das Geld lieben. Er lehrte seine Schüler überhaupt ihre Begierden zähmen, und wer nach seinem Unterrichte begierig war, von dem nahm er kein Geld. Wer sich dessen enthielte, der bliebe, sagte er, immer frey und unabhängig, da hingegen diejenigen, welche Geld annähmen, sich selbst zu Sclaven machten, und gezwungen wären, für den empfangenen Lohn Unterricht zu ertheilen. Ueberhaupt wunderte er sich, daß es Leute gäbe, die den Unterricht zur Tugend zu einer Erwerbsquelle machten, und nicht bedächten, daß selbst dieses der größte Gewinn sey, einen Freund zum wakern Manne zu bilden — gerade als wenn zu befürchten stünde, daß der, um welchen wir uns im höchsten Grade verdient gemacht haben, nicht auch im höchsten Grade dankbar seyn werde. Zwar machte Sokrates, wie gesagt, sich keineswegs anheischig, so etwas zu leisten; aber er erwartete mit Zuversicht, daß alle diejenigen, welche in seinem Umgange seine Grundsätze annähmen, durch ihr ganzes Leben sich an ihm sowohl, als an andern, immer als treue Freunde beweisen werden. Und ein solcher Mann sollte ein Verführer der Jugend gewesen seyn? Wahrlich so müßte auch die Anführung zur Tugend Verführung heißen.

Ferner behauptete der Ankläger, Sokrates mache seinen Schülern die bestehenden Ordnungen verächtlich, indem er es für ungereimt erkläre, die Besetzung der Staatsämter der zufälligen Bestimmung des Looses zu unterwerfen, da doch kein Mensch die Bestimmung eines Steuermanns, oder eines Flötenspielers, oder eines Architektes u. s. w. dem Loose überlassen werde, ungeachtet ein Fehlgriff von dieser Art bey weitem nicht so viel auf sich habe, als ein Fehlgriff in den Angelegenheiten des Staates. Nun müßten ja dergleichen Aeußerungen junge Leute nothwendig zur Verachtung der bestehenden Ordnungen, und zu gewaltthätigen Eingriffen verleiten. Ich hingegen glaube vielmehr daß Leute welche sich Mühe geben ihren Verstand auszubilden, und hoffen können ihre Mitbürger über ihre eignen Vortheile aufzuklären, am allerwenigsten zu Gewaltthätigkeiten schreiten werden. Wissen sie doch, daß Gewalt immer Haß erzeugt, und mit Gefahr begleitet ist, da man hingegen durch gütliche Vorstellungen ohne Gefahr und ohne Abneigung zu dem gleichen Ziele gelangen kann; denn was man uns mit Gewalt abnöthigt, das sehen wir mit Unwillen als einen Raub an; wozu man uns beredet, das geben wir wohlwollend als ein Geschenk. Wer also auf Klugheit und Einsichten baut, der wird nicht gewaltthätig seyn; nur die werden es seyn, welche Macht ohne Einsichten besitzen. Ueberdieß braucht der, welcher sich Gewalthätigkeiten erlaubt, einen be-

trächtlichen Anhang; wer hingegen durch Vorstellungen zu wirken sucht, bedarf dazu niemandes. Endlich wird auch der letztere am allerwenigsten jemanden nach dem Leben trachten. Denn wofür sollte er den tödten wollen, den er lebend für sich gewinnen kann?

Weiter sagte der Ankläger, Kritias und Alkibiades, welche in dem Staate so großes Unheil stifteten, hätten beyde mit dem Sokrates Umgang gehabt. Jener war der habsüchtigste und gewaltthätigste unter allen Oligarchen, so wie hingegen dieser der unbändigste und übermüthigste unter allen Demagogen. Nun bin ich gar nicht Willens, wegen des Uebels, welches sie im Staate angerichtet haben, sie in Schutz zu nehmen. Ich will bloß zeigen, wie es sich mit ihrem Umgange mit Sokrates verhielt. Beyde waren von Natur die ehrgeitzigsten Männer in Athen; beyde suchten alle Gewalt an sich zu reißen, und unter ihren Mitbürgern das meiste Aufsehen zu machen. Sie kannten Sokrates als einen Mann, der mit einem ganz unbeträchtlichen Vermögen sehr leicht auskam, sich aller sinnlichen Vergnügungen enthielt, und übrigens die Kunst besaß, durch seine Unterredungen auf den Willen seiner Zuhörer nach Wohlgefallen zu wirken. Und kann man nun glauben, daß sie bey so bewandten Umständen, und bey dem vorhin beschriebnen Charakter den Umgang des Sokrates suchten, weil seine Enthaltsamkeit und Tugend sie zur Nachahmung reitzte, oder vielmehr deßwegen, weil sie durch diesen Umgang

sich zu geschickten Rednern und Geschäftsmännern zu bilden hofften? Ich wenigstens bin überzeugt, wenn ein Gott zwischen einem solchen Leben, wie Sokrates führte, oder dem Tode, ihnen die Wahl gelassen hätte, sie würden den letztern gewählt haben. Wie sie hierüber dachten, das erhellet sattsam aus ihrem Betragen. Denn kaum glaubten sie sich ihren Altersgenossen überlegen, so wandten sie Sokrates den Rücken zu, und legten Hand an die Staatsgeschäfte, um derentwillen sie seinen Umgang gesucht hatten.

Vielleicht sagt jemand, Sokrates hätte seine Schüler zum vernünftigen Denken anführen sollen, bevor er sie mit bürgerlichen Angelegenheiten bekannt machte. Ich finde dagegen nichts einzuwenden. Doch muß ich bemerken, daß überhaupt alle Lehrer den Lernenden theils zeigen wie sie selbst ihre Vorschriften ausüben, theils sie zur Anwendung des Gelernten ermuntern. Nun kann ich bezeugen, daß Sokrates seinen Schülern sich selbst immer als einen edeln und rechtschaffnen Mann zeigte, und sowohl über die Tugend überhaupt, als über alle menschliche Verhältnisse und Pflichten ihnen die herrlichsten Lehren ertheilte. Auch das weiß ich, daß jene beyden Männer, so lange sie mit Sokrates umgiengen, sich immer in den Schranken eines gesetzten und mäßigen Betragens hielten, und zwar nicht aus Furcht vor Ahndung oder Strafe, sondern weil sie dieß nach ihrer damahligen Ueberzeugung für das beste hielten. — Hier möchten wohl manche von

denen, welche von Philosophie Profession machen, einwenden, es seye unmöglich, daß, wer einmahl gerecht sey, wieder ungerecht, wer gesetzt und bescheiden sey, wieder ausschweifend werde; und überhaupt könne man von allem, was man einmahl erlernt habe, nichts wieder verlernen. Allein ich gestehe, daß ich hierüber ganz andrer Meinung bin. Denn ich habe bemerkt, daß es sich in dieser Rücksicht mit der Seele nicht anders verhält, als mit dem Körper. So wenig die Verrichtungen des Körpers ohne Uebung von statten gehen, eben so wenig gelingen die Verrichtungen der Seele demjenigen, welcher sich darin nie geübt hat. Er kann so wenig thun, was gethan, als unterlassen, was unterlassen werden muß. Aus diesem Grunde halten die Väter ihre Söhne, wenn sie auch gleich gesetzt und verständig sind, von böser Gesellschaft ab, überzeugt, daß der Umgang mit Guten sie in der Tugend befestigen, der Umgang mit Bösen hingegen ihre Neigung zum Guten zerstören werde. So denkt auch ein bekannter Dichter, wenn er sagt:

Gutes wirst d[u] von Guten nur lernen; aber das Gute,
Welches noch eigen dir ist, raubt dir der Bösen Verkehr.

Und ein anderer:

Selbst der redliche Mann, jetzt ist er besser, dann schlimmer.

Ich selbst denke nicht anders. Denn ich sehe, daß moralische Grundsätze, ohne Uebung, eben so leicht in Vergessenheit kommen, als ein auswendig gelerntes

Gedicht, ohne Wiederhohlung. Sind jene einmahl in unsern Herzen erloschen, so gehen auch die sittlichen Regungen verloren, welche die Seele zur Tugend reitzen. Und ganz natürlich zieht der Verlust von jenen auch den Verlust der Tugend nach sich. Noch mehr: Ein Mensch der sich dem Trunke, oder den Ausschweifungen der Liebe ergiebt, wird von da an weniger fähig seine Pflicht zu thun, und dessen, was mit jener streitet, sich zu enthalten. Manche zum Beyspiel hielten ihr Vermögen zu Rathe, bis daß sie sich einer leidenschaftlichen Liebe ergaben, und von dieser Zeit an konnten sie es nicht länger; andere haben das ihrige durchgebracht, und greifen nun zu solchen Mitteln des Erwerbes, welche sie vorher als schändlich verschmäht hatten. Und wie ließe sich denn die Möglichkeit läugnen, daß der, welcher sich ehmals in den Schranken der Weisheit und Mäßigung hielt, späterhin ausschweifen könne, oder daß der, welcher einst gerecht und tugendhaft war, aufhören könne es zu seyn? Ist doch, nach meiner Einsicht, das sittlich gute und schöne überhaupt eine Sache der Uebung, warum denn nicht auch die Tugend der Mäßigung und Selbstbeherrschung? Die sinnlichen Triebe, welche Einen Körper mit der Seele bewohnen, reitzen diese ja nicht zur Beschränkung der Begierden, sondern im Gegentheil zur schnellsten Befriedigung der Lüste, welche sowohl ihnen selbst als dem Körper schmeicheln.

So lange nun Kritias und Alkibiades sich an den Sokrates anschlossen, so lange vermochten sie auch,

durch seinen Beystand ihre Leidenschaften zu zähmen; nachdem sie sich aber von ihm getrennt hatten, und Kritias sich genöthigt sah, nach Thessalien zu entweichen, gerieth er daselbst mit Menschen in Umgang, welche das Laster mehr liebten als die Tugend. Den Alkibiades hingegen suchten viele vornehme Frauenzimmer wegen seiner Schönheit in ihr Netz zu ziehen, und um seines Einflusses willen zu Athen sowohl als in den verbündeten Staaten ward er durch die Schmeicheleyen der Großen verwöhnt, und von dem Volke hervorgezogen; und da es ihm so leicht ward, die erste Rolle zu spielen, so ergieng es ihm wie den Athleten, die, wenn sie sich ihren Mitkämpfern überlegen fühlen, die gymnastischen Uebungen aufgeben. — Auch er vernachläßigte die Bildung seines Geistes und Herzens. Und nun denke man sie sich in einer solchen Lage, stolz auf ihre Geburt und Reichthümer; aufgeblasen von ihrer Macht, durch die Schmeicheleyen der Menge bethört, und durch alles dieses verstimmt — und wer wird sich denn wundern, daß sie, zumahl nach einer langen Trennung von Sokrates, endlich anfingen übermüthig zu werden? Und gleichwohl schreibt der Ankläger ihre Verirrungen auf Rechnung des Sokrates! Daß hingegen Sokrates sie in ihrer frühern Jugend (folglich in demjenigen Alter, welches der Ueberlegung und Selbstbeherrschung in der Regel am mindesten fähig ist), in den Schranken der Vernunft und Sittsamkeit zurückhielt, das glaubt der Ankläger ihm

nicht zum Verdienst anrechnen zu müssen? Wahrlich so urtheilt man doch sonst in andern Dingen nicht. Oder welchem Flötespieler, welchem Meister in irgend einer Kunst wird man die Schuld davon beymessen, wenn seine gut unterrichteten Schüler unter einem andern in der Kunst rückwärts gehen? Welcher Vater, dessen Sohn unter einem frühern Aufseher sich gesetzt und vernünftig betrug, und unter einem zweyten sich verschlimmerte, wird jenen dafür in Anspruch nehmen? Im Gegentheil, er wird ihm um so viel mehr Gerechtigkeit widerfahren lassen, je mehr sein Sohn bey dem zweyten sich verschlimmerte. Auch den Vätern selbst, welche mit ihren Söhnen sich abgeben, mißt niemand die Schuld von den Vergehungen ihrer Kinder bey, wofern sie selbst tugendhaft sind. Hätte er selbst schlechte Handlungen verübt, so konnte man ihn für einen unmoralischen Mann halten. War er aber tugendhaft, wie könnte man ihm die Laster aufbürden, von denen er selbst frey war?

Doch gesetzt, er hätte selbst nichts böses gethan, aber die schlechten Handlungen andrer gebilliget, so würde er gleichwohl Tadel verdienen. Allein als er, zum Beyspiel, wahrgenommen hatte, daß Kritias, ein Liebhaber des Euthydems, diesem Jüngling in der Absicht nachging, um eine schändliche Neigung zu befriedigen, so gab er sich Mühe ihn davon zurückzubringen. Es wäre, sprach er, niederträchtig, und

eines Mannes von guten Sitten und edler Denkungsart unwürdig, bey dem Gegenstand seiner Liebe, an dessen Achtung ihm doch alles gelegen seyn mußte, gleichsam den Bettler zu machen, und um etwas zu bitten und zu flehen, was doch keinen wahren Werth hätte. Da nun Kritias sich daran nicht kehrte, noch von seinem unanständigen Gesuche abließ, soll Sokrates, in Gegenwart des Euthydems, und mancher andrer gesagt haben: Kritias müßte einen sauischen Kitzel empfinden, denn er mögte sich gerne an dem Euthydem, wie die Schweine an den Steinen reiben.
31 Von dieser Zeit an warf Kritias einen Haß auf den Sokrates, und gedachte ihm's damals, als er nebst dem Charikles eine neue Gesetzgebung für den Staat entwarf. Er gab nähmlich ein Gesetz, welches die Rednerkunst zu lehren verbot. Das war auf den Sokrates gemünzet, welchem er anderst nicht beyzukommen wußte, und ihn daher durch eben die Zulage, welche den Philosophen insgemein von dem Pöbel gemacht wird, bey dem großen Haufen verhaßt zu machen suchte. Nun habe weder ich selbst, noch hat, so viel ich weiß, irgend ein andrer von Sokrates so etwas, das man Rednerkunst nennen könnte, gehört. Die Absicht dieses Gesetzes klärte sich nachher von selbst auf. Denn da die dreißig Herrscher viele, und zwar nichts weniger als schlechte oder unbedeutende Bürger hinrichten liessen, und auch viele als Werkzeuge ihrer ungerechten Handlungen gebrauchten, so sagte So-

krates einst: Es würde wohl seltsam seyn, wenn ein Kuhhirte, dessen Heerde sich verminderte, und dessen Kühe vom Fleische abfielen, gleichwohl kein schlechter Hirt heissen wollte; aber noch seltsamer wäre es, wenn ein Regent, unter welchem die Bürger sich verminderten und verschlimmerten, sich dessen nicht schämte, noch ein schlechter Regent heissen wollte. Als Kritias und Charikles dieses erfuhren, liessen sie Sokrates zu sich kommen, wiesen ihm das Gesetz, und untersagten ihm in Zukunft mit jungen Leuten zu sprechen. Sokrates fragte, ob es ihm erlaubt wäre, über das, was ihm an diesem Verbot nicht deutlich wäre, Erläuterung zu begehren. Dieß ward ihm gestattet. Ich bin, so fuhr er fort, bereit, den Gesetzen zu gehorchen. Um aber nicht aus Unwissenheit dagegen zu verstoßen, möchte ich klar und bestimmt wissen, was ihr Rednerkunst nennet — ob es Rednerkunst heissen soll, wenn man wahr und bündig spricht, oder das Gegentheil? Wenn jenes, so ist es klar, daß man sich enthalten muß wahr und bündig zu sprechen; wenn dieses, so ist es im Gegentheil klar, daß man sich bemühen muß, es zu thun. — Charikles erwiederte hierauf ungehalten: Weil du das Gesetz nicht verstehest, so wollen wir dirs verständlicher machen, und verbieten dir hiermit schlechterdings mit jungen Leuten zu sprechen. — Nun gut, sagte Sokrates; um aber jeden Zweifel zu heben, ob ich diesem Befehle gemäß handle, so bitte ich euch mir

eigentlich zu bestimmen, bis zu welchem Jahre man unter die jungen Leute gezählt werden müsse. — So lange man nicht in den Rath kommen kann, weil der Verstand noch nicht seine völlige Reife erreicht hat, sprach Charikles. Also mit Leuten unter dreißig darfst du nicht sprechen. — Also wenn ich von jemanden, der unter dreißig Jahren ist, etwas kaufen will, so darf ich nicht fragen, wie theuer? — Freylich das wohl, antwortete Charikles. Aber du pflegst oft Dinge zu fragen, welche du sehr gut weißt. Dergleichen also sollst du nicht fragen. — Wenn mich aber jemand fragen sollte, wo Charikles wohne, oder wo Kritias zu finden sey, darf ich darauf nicht antworten? Freylich doch, erwiderte Charikles. Aber, setzte Kritias hiezu, jene Erwähnung der Schuster, der Zimmerleute und Schmiede, die sollst du forthin unterlassen; denn das ist, wie ich denken sollte, ein von dir bis zum Eckel abgenutzter Handgriff. — Auch die Untersuchungen von göttlichen und menschlichen Rechten und andern verwandten Gegenständen, welche jene Erwähnungen ins Licht setzen sollen, auch diese soll ich unterlassen? fragte Sokrates! — Freylich auch diese, sagte Charikles, und noch obendrein die Erwähnung der Kuhhirte, sonst könnte dirs leicht begegnen, daß auch du die Heerde verminderteſt. — Diese letzte Aeusserung beweist es klar, daß jenes obenerwähnte Gleichniß diesen beyden Männern gesteckt ward, und daß sie daher einen Haß auf den Sokrates warfen.

So viel von dem Verkehr des Kritias mit Sokrates, und von ihrem gegenseitigen Verhältnisse.

Nun darf ich wohl behaupten, daß es unmöglich sey, auf die Bildung desjenigen Einfluß zu haben, der nicht mit uns sympathisiert. Kritias und Alkibiades aber sympathisierten mit Sokrates, so lange sie auch mit ihm Verkehr hatten, durchaus nicht; ihr Absehen war gleich Anfangs auf die Regierung gerichtet. Daher überredeten sie sich auch damals schon, als sie mit Sokrates in Verbindung standen, am allerliebsten mit Staatsmännern. Man erzählt noch eine Unterredung über die Gesetze folgenden Inhaltes, welche Alkibiades vor seinem zwanzigsten Jahre, mit seinem Vormunde Perikles, welcher im Staate das Ruder führte, gehabt haben soll. Könntest du wohl, lieber Perikles, so fragte er, mich belehren, was ein Gesetz sey. — Freylich kann ich das, antwortete Perikles. — Nun so thue es denn, ich bitte dich, fuhr Alkibiades fort. — Denn ich höre gewissen Leuten das Lob ertheilen, daß sie gesetzmäßig handeln, und mir deucht, auf dieses Lob kann keiner Anspruch machen, der nicht weiß, was ein Gesetz ist. — Nun da foderst du etwas sehr leichtes, sprach Perikles, indem du zu wissen verlangst, was ein Gesetz sey. Ein Gesetz nähmlich ist jeder von dem versammelten Volke, nach vorhergegangner Prüfung schriftlich abgefaßte Befehl, daß etwas gethan, oder unterlassen werden soll. — Und dieser Befehl, wird er in der Voraus-

setzung abgefaßt, daß man Gutes, oder daß man Böses thun soll? — Gutes, gutes, mein Sohn! nicht böses. — Wenn nun aber nicht das Volk, sondern, wie z. E. in oligarchischen Staaten, nur wenige sich versammeln, um über das, was man thun soll, einen Befehl abzufassen, wie heißt denn das? Alles was die bestehende Gewalt im Staate, nach vorhergegangner Berathschlagung schriftlich abfaßt, daß man darnach handle, das heißt ein Gesetz. — Also wenn ein Usurpator den Staat beherrscht, und den Bürgern schriftlich abgefaßte Befehle ertheilt, nach welchen sie handeln sollen, so sind auch dieses Gesetze? — Auch was ein regierender Usurpator vorschreibt, auch das heißt ein Gesetz. — Aber, lieber Perikles, was heißt denn Gewalt und Gesetzlosigkeit? Ist es etwas anders, als wenn der Stärkere den Schwächern, nicht durch Vorstellungen, sondern durch Zwang nöthigt dasjenige zu thun, was ihm gefällt? — Nichts anders, sagte Perikles. — Wenn also ein Usurpator seine Mitbürger nicht durch Vorstellungen, sondern durch Zwang nöthigt nach seinen Befehlen zu handeln, so ist dieses Gesetzlosigkeit? — Mich dünkt ja, sagte Perikles, und ich nehme die Behauptung zurück, daß ein Befehl, der sich nicht auf Vorstellungen, sondern auf Gewalt gründet, ein Gesetz sey. — Und Befehle, welche Wenige dem großen Haufen nicht durch gütliche Vorstellungen, sondern durch Zwang auflegen, sind auch diese Gewaltthätigkeit, oder sind

sie es nicht? — So oft jemand, nicht durch gütliche Vorstellungen, sondern durch Zwang genöthiget wird etwas zu thun, geschehe es nun vermittelst eines in Schrift verfaßten Befehls oder nicht, so heißt dieses, wie mich dünkt, nicht ein Gesetz, sondern Gewaltthätigkeit. — Auch wenn das gesammte Volk die Reichen in seiner Gewalt hätte, und Befehle ergehen liesse, welche sich nicht auf gütliche Vorstellungen, sondern auf Zwang gründeten? — Auch in diesem Falle, antwortete Perikles. — Uebrigens, fuhr er fort, war auch ich ehmals, da ich ohngefähr in deinem Alter war, mein lieber Alkibiades, stark in dergleichen Problemen, und zerarbeitete mich daran, und grübelte so, wie ich sehe, daß du es machest. — Schade, erwiederte Alkibiades, daß ich nicht damals mit dir sprechen konnte, lieber Perikles! als du hierin noch in deiner vollen Stärke warest.

So bald nun diese beyden Jünglinge den damaligen Staatsmännern überlegen zu seyn glaubten, so besuchten sie den Sokrates nicht länger. Denn sie fanden überhaupt an ihm kein Behagen, und wenn sie etwa noch kamen, so empfanden sie es übel, von ihm widerlegt und zurechte gewiesen zu werden. Sie warfen sich nun ganz in Staatsgeschäfte, welches eigentlich der Zweck war, zu welchem sie den Umgang des Sokrates gesucht hatten. Die gewöhnlichen Gesellschafter des Sokrates blieben Kriton, Chärephon, Chärekrates, Hermokrates, Simmias, Kebes, Phä-

don nebst einigen andern. Diese hatten den Umgang des Sokrates nicht gesucht um geschickte Volksredner oder Sachwalter zu werden, sondern um sich zu würdigen und einsichtsvollen Männern auszubilden, welche so wohl in ihrer Wissenschaft als im Verkehr mit Sclaven, Hausgenossen und Freunden, so wie mit dem Staate und ihren Mitbürgern sich wohl zu benehmen verstühnden. Und keiner von diesen hat weder früher noch später irgend eine schlechte Handlung begangen, noch sich einer solchen verdächtig gemacht.— Der Ankläger sagte noch ferner: Sokrates lehre seine Schüler ihre Väter mißhandeln, indem er ihnen weise mache, daß sie durch seinen Umgang klüger werden sollten als ihre Väter. Nun habe er, um zu beweisen, daß der Klügere das Recht habe den Unwissendern zu binden, sich auf die Gesetze berufen, nach welchen es erlaubt sey, selbst einen Vater, wenn er offenbar wahnsinnig war, zu binden. Allein gerade das Gegentheil. Sokrates behauptete, daß derjenige, welcher einen Unwissenden binden wollte, mit gleichem Rechte von einem andern gebunden werden könnte, der ihn an Einsichten überträfe. Und in dieser Rücksicht pflegte er zuweilen den Unterschied zwischen Wahnsinn und Unwissenheit ins Licht zu setzen. das Resultat hiervon war folgendes: Wahnsinnige zu binden wäre sowohl für sie selbst, als für ihre Freunde wohlthätig; Unwissende hingegen müßten von dem besser Unterrichteten belehrt werden.

Und nicht die Väter allein, so fuhr der Ankläger fort, sondern auch die übrigen Verwandten macht Sokrates seinen Freunden verächtlich; sie können uns, sagt er, weder in Krankheiten, noch in Rechtshändeln Hülfe leisten; jenes können nur die Aerzte, dieses geschickte Sachwalter. Auch von den Freunden sollte Sokrates gesagt haben, ihr Wohlwollen sey für uns von keinem Werth, wofern sie nicht im Stande seyen, uns nützliche Dienste zu leisten; nur diejenigen verdienten Achtung, welche ihre Sache verstühnden, und sie gut vorzutragen wußten. Da er nun jungen Leuten weise machte, daß niemand so klug wäre als er, und niemand geschickter, auch andre klug zu machen, so mußten sie in seinem Umgange dazu kommen, alle andere Menschen in Vergleichung mit ihm zu verachten. — Nun weiß ich wohl, daß er von den Vätern sowohl als von andern Verwandten und Freunden so etwas sagte. Noch mehr; er sagte, so bald die Seele, welche allein der vernünftige Theil des Menschen sey, den Körper unsers nächsten Anverwandten verlassen habe, so schaffe man den letztern so bald möglich zur Beerdigung fort; desgleichen sondere jedes lebende, so sehr es auch seinen Körper liebe, dennoch alle unnützen oder lästigen Theile davon ab, oder lasse sie durch andre wegnehmen. Zum Exempel Nägel, Haare und verhärtete Haut schneide man weg, oder lasse sie von Wundärzten, nicht ohne Beschwerden und Schmerzen, wegschneiden oder aus-

brennen, ja man glaubte so gar ihnen dafür noch Dank und Belohnung schuldig zu seyn. Auch den Speichel werfe man aus, weil er dem Körper nicht bloß unnütz, sondern vielmehr schädlich sey. Dieses sagte er nun so wenig in der Meinung, daß man den Vater lebendig begraben, als daß man sich selbst verstümmeln solle; sondern um zu zeigen, daß der verstandlose Theil des Menschen auf keine Achtung Anspruch habe. Daher ermahnte er auch seine Freunde, sich so viel möglich zu verständigen und brauchbaren Menschen auszubilden. Denn, sagte er, wer von seinem Vater oder Bruder geachtet seyn wollte, der müßte nicht im Vertrauen auf seine Verwandtschaft sich selbst vernachläßigen, sondern ihre Achtung dadurch zu verdienen suchen, daß er sich in den Stand setzte ihnen nützlich zu seyn.

Endlich sagte der Ankläger: Sokrates hebe aus den berühmtesten Dichtern die schädlichsten Stellen als Zeugnisse aus, um seine Schüler zu Frevel und Gewaltthätigkeit zu verleiten. Zum Exempel jenen Vers des Hesiodos

Schande bringet kein Thun, und Nichtsthun schändet dich immer,

führe er so an, als wenn die Meinung des Dichters diese wäre: Man dürfe sich keinem auch noch so unrechten und schändlichen Geschäfte entziehen, wofern dabey etwas zu gewinnen sey. Allein indem Sokrates behauptete, daß thätige Menschen nützliche und gute

Menschen, unthätige hingegen schädliche und böse seyen, desgleichen daß Thätigkeit etwas gutes, Unthätigkeit etwas böses sey, so erklärte er zugleich nur diejenigen für thätig, welche etwas nützliches thäten. Spieler hingegen, und alle die, welche etwas böses und schädliches thun, nannte er unthätig. Nach dieser Bestimmung ist jener Vers des Hesiodos allerdings wahr und richtig.

Schande bringet kein Thun, und Nichtsthun schändet dich immer.

Auch folgende Stelle aus dem Homer, sagte der Ankläger, führe er oft an, wo vom Ulysses gesagt wird:

Wo er einen der Fürsten, und einen der edlern Krieger
Fand, den hielt er zurück mit freundlichen Worten, und sagte:
Freund! dir ziemet es nicht, gleich einem Feigen zu zagen.
Halte du selber dich ruhig, und stille die übrigen Krieger.
Aber den Krieger vom niedrigen Pöbel, der lärmend ihm aufstieß,
Züchtigt er zürnend mit Schlägen, und schalt ihn mit strafender Rede.
Halte dich still, und horche was andre sagen, die besser

Sind, und klüger als Du. Denn unvermögend und feige
Bist du, so wenig im Streit' als in der Versammlung geachtet.

Diese Stelle sollte er nun angeführt haben, als ob der Dichter es gut hiesse, wenn man gemeine und arme Leute mit Schlägen mißhandelte.

Allein das wollte nun Sokrates nicht sagen, (sonst hätte er ja billig finden müssen, daß man ihn selbst mit Schlägen mißhandle), sondern seine Meinung war diese: Leute, welche weder mit Rath noch That Nutzen schaffen könnten, weder im Felde noch in der Versammluug zu gebrauchen wären, müßte man, zumal wenn sie dazu noch unruhige und verwegene Menschen seyen, auf alle Weise im Zaume halten, ob sie auch noch so reich wären. Er selbst bewies sich im Gegentheil immer als einen Menschenfreund, der besonders dem gemeinen Mann wohl wollte. Er nahm eine Menge, so wohl Fremde als Bürger, die nach seinem Unterrichte begierig waren, willig auf, ohne davon jemals den mindesten Vortheil für sich zu ziehen, und theilte seine Kenntnisse freygebig mit. Einige seiner Schüler waren nicht so gemeinnützig gesinnt. Sie verkauften das, was sie von ihm unentgeldlich empfangen hatten, andern theilweise ziemlich theuer, und versagten ihren Unterricht denen, welche nicht im Stande waren ihn zu bezahlen. Ueberdieß machte Sokrates unserm Staat bey den Fremden

noch weit mehr Ehre als Lichas dem Laconischen durch seine so sehr gerühmte Hospitalität. Lichas pflegte am Feste des Knabentanzes alle Fremden, welche nach Lakedämon kamen, zu bewirthen. Sokrates hingegen machte durch sein ganzes Leben einen Geistesaufwand, welcher jedem, der ihn benutzen wollte, die wichtigsten Vortheile gewährte. Seine Gesellschafter wurden in seinem Umgange besser.

Da nun Sokrates ein solcher Mann war, wie ich ihn gezeigt habe, so hätte er, meines Bedünkens, vom Staate vielmehr eine Belohnung als den Tod verdient. Man darf nur einen Blick auf die Gesetze werfen, um sich davon zu überzeugen. Nach den Gesetzen ist die Todesstrafe nur auf Diebstahl, Kleiderraub, Beutelschneiderey, gewaltsamen Einbruch, Menschenverkauf und Tempelraub gesetzt; und wer war von allen diesen Verbrechen weiter entfernt als Sokrates! Eben so wenig hat er je dem Staate einen verderblichen Krieg zugezogen, Empörung oder Verrätherey angezettelt, noch irgend ein andres Unheil gestiftet. Nie hat er einzelnen Menschen irgend ein Gut entzogen, oder etwas Böses zugefügt, noch auch jemals den mindesten Antheil an solchen Vergehungen gehabt. Und wie konnte er denn eine solche Anklage verdienen? — Er, welcher weit entfernt, wie die Anklage lautete, die Existenz der Götter zu läugnen, als der eifrigste Verehrer der Götter bekannt war. — Er, welcher statt die Jugend, wie der Ankläger ihm

Schuld gab, zu verführen, im Gegentheil seine Gesellschafter zur Zähmung ihrer Leidenschaften, und zur Ausübung aller der Tugenden anführte, auf welchen der Wohlstand der Staaten sowohl als der Familien sich gründet? Ein solches Betragen gab es ihm nicht die gerechtesten Ansprüche auf Belohnung?

III.

Ich werde nun im Verfolge, so weit mein Gedächtniß hinreicht, zeigen, wie Sokrates, sowohl durch sein Beyspiel, als durch mündliche Belehrungen trachtete seinen Freunden nützlich zu seyn. Was erstens die Verehrung der Götter betrift, so stimmten hierüber so wohl seine Handlungen als Reden mit dem Ausspruche überein, welchen die Pythische Priesterin denjenigen zu ertheilen pflegt, welche sich bey ihr in Ansehung der Opfer, der Verehrung der Vorfahren, und ähnlicher Dinge mehr um Raths erholen. Sie sagt nähmlich, wer sich nach den eingeführten Gewohnheiten und Gebräuchen richte, der handle religios. Das that nun Sokrates selbst, und rieth auch andern es so zu machen; wer davon abwich, den erklärte er für einen aberwitzigen Thoren. — Die Götter bat er schlechtweg um Gutes, weil sie ja am besten wüßten, was Gut wäre. Sie um Gold oder Silber oder Herrschaft und ähnliche Dinge bitten, wäre, sagte er, nicht klüger, als wenn man sie um

Gelegenheit bitten wollte, mit jemandem zu spielen, oder sich mit dem Feinde zu schlagen, oder um irgend etwas andres, wovon der Ausgang durchaus ungewiß wäre. — In Ansehung der Opfer glaubte er mit einem kleinen Opfer von seinem geringen Vermögen denjenigen nicht nachstehen zu dürfen, welche von ihrem Ueberflusse große und zahlreiche Opfer brächten. Es würde, sagte er, den Göttern wenig Ehre machen, wenn sie an großen Opfern mehr Wohlgefallen hätten als an kleinen — denn so würden sie ja öfters in dem Falle seyn, die Opfer schlechter Menschen den Opfern des guten vorziehen zu müssen; und wenn dem so wäre, so hätten die Menschen Ursache das Leben zu verwünschen. Allein davon weit entfernt, glaubte Sokrates im Gegentheil, daß die Götter an den Opfern in dem Grade Wohlgefallen fänden, in welchem der Opfernde sich durch Rechtschaffenheit und Religiosität auszeichnete. In dieser Absicht führte er folgenden Vers des Hesiodos an:

Weihe den Göttern ein Opfer, das deiner Habe gemäß ist.

Ueberhaupt hielt er es in Ansehung aller Dienstleistungen gegen einheimische so wohl als auswärtige Freunde, und bey jeder Art des Aufwandes für die beßte Regel: So viel zu thun, als die Kräfte gestatten.

Wenn er über irgend etwas einen warnenden Wink von den Göttern erhalten zu haben glaubte, so würde

er sich eher haben überreden lassen, einen blinden, und des Weges unkundigen Mann, statt eines sehenden und wohlunterrichteten, zum Wegweiser zu nehmen, als gegen eine solche Warnung zu handeln. Auch an andern schalt er es als eine Thorheit, wenn sie, aus Scheu vor dem Urtheile der Menschen, gegen solche Winke der Götter handelten. Ihm selbst kam das, was Menschen urtheilen oder riethen, gegen den Rath der Götter nie in Betrachtung.

In Rücksicht der Speisen und Getränke hatte er sowohl die Seele als den Leib an eine Lebensordnung gewöhnt, bey welcher er, ausserordentliche Zufälle abgerechnet, ruhig und frey von aller Besorgniß seyn konnte, seine geringen Bedürfnisse nicht bestreiten zu mögen. Denn er lebte so sparsam, daß kaum ein Erwerb so schlecht seyn kann, um nicht so viel einzubringen, als Sokrates bedurfte. Er aß nähmlich nie mehr als er mit Appetit essen konnte, und aß nicht eher, als bis ihm der Appetit nach Brod den Abgang der Zugerichte ersetzte. So war ihm auch jeder Trank angenehm; denn er trank nie, als wenn ihn dürstete. Wenn er etwa einmal eine Einladung zu Tische annahm, so war es ihm sehr leicht, was andern meistens sehr schwer fällt, sich vor Uebersättigung zu hüten. Wer dieß nicht konnte, dem rieth er, sich der Reitzmittel zu enthalten; denn diese wären es eben, welche den Magen beschwerten, und Kopf und Seele wüst machten. Sollten es nicht,

setzte er scherzend hinzu, dergleichen Gerichte gewesen seyn, durch welche Kirke Menschen in Schweine verwandelt hätte? Odysseus hingegen sey darum nicht zum Schweine geworden, weil so wohl die Warnung des Hermes, als seine eigene Enthaltsamkeit, ihn abgehalten habe, sich mit solchen Speisen zu überfüllen.

Dergleichen Lehren ertheilte er über diesen Punkt, indem er zugleich Scherz mit Ernst zu verbinden wußte. — In Ansehung des Geschlechtstriebes ermahnte er seine Freunde, vor schönen Personen sorgfältig auf der Hut zu seyn, indem es nicht wohl anginge, sich in Schranken zu halten, so bald man sich mit ihnen einliesse. Als er einst erfuhr, daß Kritobulos, der Bruder des Alkibiades, einen schönen Jüngling geküßt hätte, ließ er sich darüber in Gegenwart des Kritobulos, mit Xenophon in folgende Unterredung ein: Sage mir, Xenophon! sprach er, hättest du nicht den Kritobulos für einen Menschen gehalten, den man eher den gesetzten und bedachtsamen, als den verwegenen, unbesonnenen und tollkühnen beyzählen könnte? — Allerdings, antwortete Xenophon. — Nun so halte ihn forthin für den raschesten, unbesonnensten Waghals, der im Stande wäre in Schwerter zu rennen, und ins Feuer zu springen. — Nun was hat er denn gethan, sprach Xenophon, daß er ein so hartes Urtheil verdiente? — Denk dir einmal die Verwegenheit, den Bruder des Alkibiades, einen so

schönen und reitzenden Jüngling zu küssen. — O wenn dieß das große Wagstück ist, erwiderte Xenophon, so getraute ich mir wohl auch noch eine solche Gefahr zu bestehen. — O du Unglücklicher! Und was meinst du, daß ein solcher Kuß auf dich wirken würde? Wirst du nicht deine Freyheit einbüssen, und ein Sclave werden? nicht allen Aufwand machen, um eine schädliche Lust zu befriedigen? nicht in allem, was schön und edel ist, gehemmt, nicht in die Nothwendigkeit gesetzt werden, Dinge zu thun und zu treiben, die wohl kaum ein Wahnsinniger thun und treiben mögte? — Bewahre der Himmel! sprach Xenophon; was du da einem Kusse für schreckliche Wirkungen zuschreibst! — Und du kannst dich darüber verwundern? Weißt du nicht, daß die Phalangien, welche kaum so groß sind als ein halber Obolus, wenn sie bloß den Mund berühren, die heftigsten Schmerzen verursachen, und wahnsinnig machen? — Das denke ich, beym Jupiter, erwiederte Xenophon. Die Phalangien flößen durch ihren Biß Gift ein. — Und du Thor denkst nicht, daß die schönen Jünglinge durch ihren Kuß etwas einflößen, weil du davon nichts siehest! Und du weißt nicht, daß das Thierchen, welches man Schönheit und Reitz nennt, weit gefährlicher ist als Phalangien, indem die letztern bloß durch Berührung, dieses hingegen ohne Berührung, durch den bloßen Anblick, und aus weiter Entfernung, ein Gift einflößt, welches wahnsinnig macht?

Vermuthlich werden die Liebesgötter eben deswegen als Bogenschützen vorgestellt, weil die Schönheit auch aus der Ferne verwundet. Wenn ich dir also rathen soll, lieber Xenophon, so wirst du dich beym Anblick einer schönen Person so schnell als möglich aus dem Staube machen; und dir Kritobulos rathe ich, dich für ein ganzes Jahr zu entfernen. Kaum möchte wohl selbst diese Frist hinreichen, um dich von deinem Bisse zu heilen. — Im übrigen war er der Meinung, daß man, wofern man nicht im Stande wäre den Geschlechtstrieb im Zaume zu halte, einen Gegenstand wählen müsse, gegen welchen die Seele nur im Falle des körperlichen Bedürfnisses Zuneigung fassen könne, und von welchem sie auch in diesem Falle keine Unruhe zu befahren hätte. Er selbst war in diesem Punkt so gut verwahret, daß die schönsten und reitzendsten Figuren auf ihn kaum so viel Eindruck machten, als die häßlichsten und mißgestaltesten auf andre. — Dieß waren also seine Grundsätze, in Rücksicht des Essens und Trinkens, und der Freuden der Liebe; und bey diesen Grundsätzen glaubte er nicht weniger wahre Befriedigung, und weit weniger Unlust zu haben als diejenigen, welche sich mit diesen Dingen viel zu thun machten.

IV.

Diejenigen, welche glaubten Sokrates habe zwar das Talent besessen, die Menschen zur Tugend zu er-

mahnen, aber nicht sie darin zu befestigen, und weiter zu bringen (und wirklich giebt es Leute, welche aus bloßen Vermuthungsgründen, so wohl schriftlich als mündlich, so von ihm urtheilen) diese müssen nicht bloß der Unterredungen, worin er Leute, die sich mit ihrer eingebildeten Weisheit blähten, durch vorgelegte Fragen beschämte, sondern auch der täglichen Unterhaltung mit seinen Freunden sich erinnern, und alsdann erst entscheiden, ob er im Stande war, die, mit welchen er umging, zu bessern Menschen zu machen. Ich will mit einer Unterredung über die Gottheit, welche er in meiner Gegenwart mit Aristodemos, welchen man den Kleinen nannte, hielt, den Anfang machen. Sokrates hatte von diesem erfahren, daß er weder den Göttern opferte, noch von der Divination Gebrauch machte, sondern im Gegentheil über diejenigen, welche dieß thaten, spottete. — Sage mir, lieber Aristodemos! so fragte er ihn einst, kennest du Menschen, die du um ihrer Kunst und Einsicht willen bewunderst? — O ja! erwiderte Aristodemos. — So nenne sie mir einmal, fuhr Sokrates fort. — Unter der epischen Dichtern hat Homer vor allen meine Bewunderung, unter den Dithyrambendichtern Melanippides, unter den tragischen Sophokles, als Bildhauer Polyklet, und als Mahler Zeuxis. — Und wer scheint dir mehr Bewunderung zu verdienen, der welcher Bilder verfertigt, welche weder Verstand noch Bewegung haben, oder der, wel-

cher belebte, verständige, und mit Thatkraft begabte Wesen schaft? — Versteht sich ohne alle Zweifel der letztere, wenn diese Wesen anders nicht Wirkungen des Zufalls sind. — Und von den Werken, deren Bestimmung sich nicht absehen läßt, und denen, deren Nutzen in die Augen fällt, welche nennest du zwecklos, und welche mit Ueberlegung und Absicht geschaffen? — Natürlich sind die nützlichen Werke solche der Ueberlegung. — Dünkt es dir nun nicht, daß der Schöpfer der Menschen ihnen alle Werkzeuge der Sinnen zu einem nützlichen Zwecke gegeben habe; z. B. die Augen, um das Sichtbare zu sehen; die Ohren, um das Hörbare zu hören. Und welchen Genuß hätten wir von den Gerüchen ohne Nase? Und wo bliebe die Empfindung des Süssen, des Säuerlichen, und aller dem Gaumen angenehmen Gefühle, wenn wir keine Zunge hätten, um dieß alles zu kosten? Noch mehr: Dünkt dich nicht die Sorgfalt, womit die so leicht verletzbaren Organen des Gesichts verwahrt sind, ein Werk der Vorsicht zu seyn? Fürs erste sind sie mit Augenliedern gleich als mit Thüren versehen, welche zum sehen sich öffnen, und im Schlafe sich schliessen. An diesen sind die Wimpern als eine Decke angebracht, um die Augen vor dem Winde zu schützen. Und über denselben stehen die Augenbraunen gleich einem Vordache vor, um den von der Stirne herabfliessenden Schweiß abzuwehren. Das Ohr faßt alle Töne auf, ohne durch sie gefüllt zu werden. Alle

Thiere haben Vorderzähne zum Verbeissen, und Backenzähne, um die Bissen zu zermalmen. Der Mund, welcher die verlangte Speise empfängt, hat seine Stelle in der Nähe von Augen und Nase. Dagegen sind die Kanäle, welche die Eckel erregenden Exkremente abführen, so weit als möglich von den Organen der Sinne entfernt. Kannst du zweifeln, ob eine mit so großer Vorsicht getroffene Einrichtung das Werk einer zwecklos, oder mit Ueberlegung und Absicht wirkenden Kraft sey?

Nein gewiß nicht, antwortete Aristodemos! Im Gegentheil scheint mir diese Einrichtung, von dieser Seite betrachtet, das Werk eines weisen Schöpfers zu seyn, der für das Leben seiner Geschöpfe besorgt war. — Daß er ihnen ferner einen Trieb ihr Geschlecht fortzupflanzen, den Müttern einen Trieb die Jungen zu ernähren, und diesen eine so heftige Liebe zum Leben, und einen so starken Abscheu vor dem Tod eingepflanzt hat? — Auch dieß verräth unstreitig einen Werkmeister, dessen Einrichtung das Daseyn lebendiger Wesen beabsichtigte. — Du glaubst doch auch so etwas zu besitzen, das man Verstand nennt? Kannst du aber wohl denken, daß davon ausser dir nirgends etwas zu finden sey? Weißt du doch, daß nur ein unbeträchtlicher Theil der großen Erdmasse, nur sehr wenig von der in so großer Menge vorhandenen Feuchtigkeit, und eben so unbeträchtliche Theile von den übrigen in so gewaltigen Massen existierenden

Stoffen den Bau deines Körpers ausmachen. Und nun solltest du durch irgend ein blindes Glück den Verstand aufgehascht haben, der sonst nirgends zu finden wäre? Und das ungeheure, und aus unzählbaren Körpern bestehende Weltall, sollte sich, um mich so auszudrücken, durch Unverstand in eine solche Ordnung und Harmonie gefügt haben? — O nimmermehr! — Gleichwohl sehe ich die Schöpfer und Regierer des Weltalls nicht. Die Werkmeister hingegen von dem, was hier geschaffen wird, sehe ich. — Du siehst aber auch deine eigne Seele nicht, welche die Beherrscherinn deines Leibes ist; und sonach könntest du eben so gut behaupten, daß alle deine Handlungen nicht eine Folge des Verstandes und der Ueberlegung, sondern die Wirkung eines blinden Zufalls seyen.

Lieber Sokrates! sagte Aristodemos, ich denke gar nicht verächtlich von der Gottheit. Im Gegentheil scheint sie mir zu erhaben, um meiner Verehrung zu bedürfen. — Aber glaubst du nicht, daß je erhabener das Wesen ist, welches sich herabläßt, um für dich zu sorgen, es um so mehr deine Pflicht sey, es zu verehren? — Sey versichert, daß ich es nicht unterlassen würde, die Götter zu verehren, wenn ich glauben könnte, daß sie sich um die Menschen bekümmern. — Und du glaubst nicht, daß sie sich um die bekümmern? Sie, welche fürs erste dem Menschen unter allen Thieren allein eine aufrechte Stellung gegeben ha-

ben, durch welche er weiter vor sich hin, und besser über sich hinaufschauen, und dadurch manches Ungemach vermeiden kann. — Sie, welche ihm nicht bloß, wie andern Thieren, zwey Füsse zum gehen, sondern auch zwey Hände gegeben haben, vermittelst welcher er das meiste, was den Genuß des Lebens vermehrt und erhöhet, bewirken kann; noch mehr eine Zunge, durch die er, ebenfalls unter allen Thieren allein, nach verschiedenen Richtungen alle Theile des Mundes so berührt, daß dadurch artikulierte Töne entstehen, durch die er seines gleichen seine Gedanken und Empfindungen nach Belieben mittheilt. Sie, welche endlich den Begattungstrieb bey andern Thieren auf eine gewisse Jahreszeit eingeschränkt haben, bey den Menschen hingegen bis ins Alter ununterbrochen fortdauern lassen?

Allein nicht genug, daß die Gottheit auf unsern Körper alle Sorge verwendete — sie gab — und dieß ist noch weit wichtiger — dem Menschen auch eine mit den herrlichsten Vorzügen begabte Seele. Denn welches belebte Wesen ausser ihm besitzt eine Seele, welche das Daseyn der Götter, als der Urheber der so großen und herrlichen Einrichtung der Dinge erkennt? Und wo giebt es, ausser den Menschen, ein andres Geschlecht, welches die Götter verehret? wo endlich eine Seele, welche im Stande wäre solche Vorkehrungen gegen Hunger und Durst, Hitz und Kälte zu machen, oder in Krankheiten sich Hilfe zu

schaffen, oder den Körper durch Uebungen zu stärken, oder zu der Mühe des Lernens sich anzustrengen, und das Gehörte, das Gesehene und Erlernte so gut aufzubewahren, wie die menschliche? Muß es dir doch in die Augen springen, daß der Mensch unter den übrigen Thieren allen sich wie ein Gott ausnimmt, und nach seiner ganzen Anlage große Vorzüge des Körpers und des Geistes vor ihnen hat. Hätte er bloß menschlichen Verstand, und den Körper eines Stieres, so würde es ihm unmöglich seyn, seine Absichten ins Werk zu setzen. So wie hingegeu diejenigen Thiere, welche zwar Hände, aber keinen Verstand haben, dadurch um nichts gebessert sind. Du hast beydes zugleich, und damit einen so großen Vorzug erhalten; und du kannst zweifeln, ob die Götter für dich Sorge tragen? Nun was müßten sie denn zuletzt thun, um dich davon zu überzeugen? — Sie müßten mir auch noch (wie du sagst, daß sie es Dir thun) Rathgeber senden, welche mir anzeigten, was ich thun, und was ich nicht thun müsse. — Wenn sie aber den Athenern ihre Fragen durch das Orakel beantworten, so glaubst du, sie würden dir es nicht thun? Auch nicht, wenn sie den Griechen, und überhaupt allen Menschen durch Zeichen die Zukunft offenbaren? Mit dir allein machen sie eine Ausnahme, und tragen deiner keine Rechnung? Kannst du ferner glauben, daß die Götter den Menschen den Wahn eingepflanzt hätten, daß sie die Kraft haben, ihnen zu nutzen oder

zu schaden, wenn sie diese Kraft nicht hätten? und daß die Menschen hierin immer sich täuschen sollten, ohne es je zu merken? Siehst du nun aber nicht, daß die ältesten und weisesten Einrichtungen der Menschen, ich meine ihre Vereinigung in Staaten und Völker sich vorzüglich auf Religion gründen, und daß auch einzelne Individuen um so viel religioser werden, je mehr der Verstand sich mit den Jahren entwickelt? — Bedenke ferner, mein Lieber! daß der in dir wohnende Geist deinen Körper nach Wohlgefallen regiert. Kannst du zweifeln, daß nicht auch der in dem Weltall existierende Verstand alles nach Wohlgefallen ordne? Dein Auge reicht auf viele Stadien weit hinaus; und das Auge Gottes sollte nicht im Stande seyn alles, was ist, zu überschauen? Deine Seele kann sich um das was hier, und was in Egypten und Sicilien vorgeht, zugleich bekümmern? und dem göttlichen Verstande sollte es nicht möglich seyn, mit seiner Vorsorge alles zu umfassen? Wenn du Menschen dienest, so lernest du hinwider dienstfertige, wenn du ihnen gefällig bist gefällige, und, wenn du dich bey ihnen Raths erholest, kluge Menschen kennen. Willst du in Ansehung der Götter den Versuch machen, ob sie geneigt sind, dir in Dingen, welche den Menschen verborgen sind, zu rathen, so wirst du erfahren, daß die Gottheit groß und mächtig genug sey, um alles zugleich zu sehen und zu

hören, allenthalben gegenwärtig zu seyn, und für alles zu sorgen.

Dergleichen Vorstellungen mußten, meines Erachtens, bey den Freunden des Sokrates so viel bewirken, daß sie nicht nur, so lange sie von Menschen beobachtet wurden, sondern auch in der Einsamkeit sich jeder ruchlosen, ungerechten und schändlichen Handlung enthielten, weil sie überzeugt waren, daß von allem, was sie thäten, den Göttern nichts verborgen seyn könne.

V.

Sollten nicht ferner folgende Betrachtungen, welche Sokrates über die Selbstbeherrschung anstellte, dazu geeignet gewesen seyn, seinen Schülern zu dieser so vorzüglichen Tugend einen kräftigen Antrieb zu geben? — Gesetzt, meine Freunde! so sprach er, es entstehe ein Krieg, und wir wollten die Führung desselben einem Manne übertragen, welcher besser als jeder andre im Stande wäre uns zu schützen, und die Feinde zu bezwingen, würde wohl unsre Wahl auf einen solchen fallen, von welchem wir zum voraus wüßten, daß er der Unmässigkeit im Essen und Trinken, und der sinnlichen Liebe ergeben wäre, und weder Beschwerden erdulden, noch dem Schlafe Abbruch thun könnte? Wie wäre es wohl möglich, von einem solchen zu erwarten, daß er uns schützen, und die Feinde bezwingen werde? — Gesetzt ferner,

wir wollten am Ziele unsers Lebens jemandem die Erziehung unsrer Söhne, die Aufsicht über erwachsene Töchter, und die Verwaltung unsers Vermögens anvertrauen, würden wir wohl dazu einen Menschen tauglich finden, der sich selbst nicht beherrschen könnte? Oder würden wir einem solchen Sklaven die Wartung der Heerden, die Aufsicht über die Vorrathskammer, die Bestellung der Feldarbeiten überlassen, oder ihn zu unsrer Bedienung und zum Einkaufe der Speisen anstellen wollen, wenn wir ihn auch geschenkt haben könnten? Würden wir nun aber einen Sklaven verschmähen, der nicht im Stande wäre seine Begierden zu zähmen, um wie viel mehr muß denn nicht daran liegen, daß wir uns selbst vor diesem Laster verwahren? Denn man darf nicht glauben, daß es sich mit diesen Untugenden etwa so verhalte, wie mit der Habsucht. Der Habsüchtige raubt andern das ihrige, sich selbst bereichert er. Derjenige hingegen, welcher sich selbst nicht beherrschen kann, findet keinen Vortheil dabey, daß er andre in Nachtheil setzt; im Gegentheil, er schadet andern, sich selbst aber noch weit mehr. Denn schädlicher kann doch wohl nichts seyn, als nicht nur sein Hauswesen, sondern sich selbst mit Leib und Seele zu Grunde zu richten. — Wer könnte sich ferner in dem Umgange eines Menschen gefallen, welchem ein Schmaus mehr werth ist als seine Freunde, oder welcher sich lieber mit feilen Dirnen, als mit seinen Gesellschaftern

unterhält? Muß nicht jeder der überzeugt ist, daß die Selbstbeherrschung die Grundlage jeder Tugend sey, vor allem aus darnach trachten, seine Seele mit diesem Vorzuge zu schmücken? Wie könnte wohl aber ohne sie die Erlernung oder Ausübung alles dessen, was schön und gut ist, von Statten gehen? Und wie könnte es anders seyn, als daß ein Sklave der Lüste seinen Körper so wohl als seine Seele schändete? Wahrhaftig, mich dünkt, jeder freye Mann sollte von Herzen wünschen, vor einem solchen Sklaven bewahrt zu seyn; ein Sklave hingegen, der solchen Lüsten fröhnt, sollte die Götter flehentlich bitten, ihn der Aufsicht eines tugendhaften Herrn zu übergeben. Denn nur dieses kann ihn retten, wenn er anders noch zu retten ist.

Durch dergleichen Vorstellungen empfahl Sokrates die Selbstbeherrschung, noch mehr aber durch sein eigenes Beyspiel. Denn er enthielt sich nicht nur der sinnlichen Lüste, sondern auch der Geldbegierde, indem er behauptete, daß ein Mensch, welcher von dem nächsten beßten Geld annähme, ihn dadurch zum Herrn über sich setzte, und sich der schändlichsten Sklaverey unterzöge.

VI.

Eine Unterredung, welche Sokrates einst mit dem Sophisten Antiphon hielt, darf hier auch nicht übergangen werden. Dieser kam einst in der Absicht, um

seine Schüler von ihm abwendig zu machen, und begann in ihrer Gegenwart folgender Maßen.

Höre Sokrates! Ich war sonst immer der Meinung, die Philosophie müßte ihre Liebhaber glücklicher machen. Aber dein Loos scheint mir gerade das Gegentheil von dem, was die Weisheit hoffen läßt. Du lebst auf einen Fuß, daß ein Sklave, der es nicht besser hätte, bey keinem Herrn aushalten würde. Deine Speisen und Getränke könnten nicht schlechter seyn. Du trägst einen armseligen Mantel, und zwar Sommer und Winter ebendenselben, und gehst noch dazu unbeschuhet und ohne Unterkleid. Geld nimmst du nie ein, dessen Erwerb doch so angenehm ist, und dessen Besitz uns in den Stand setzt, bequem und auf einen anständigen Fuß zu leben. Nun weisen ja die Meister in allen Künsten ihre Schüler dazu an, es nicht anders zu machen, als sie selbst; und wenn du es mit den Schülern auch so hältst, so hat es seine Richtigkeit, daß sie die Kunst sich das Leben sauer zu machen von niemandem besser lernen können als von dir.

Allem Ansehen nach, guter Antiphon, erwiederte Sokrates, machst du dir von meiner ganzen Existenz eine so klägliche Vorstellung, daß dir ohne Zweifel der Tod willkommner seyn würde als eine Lebensart, wie die meinige ist. Nun so laß denn einmal sehen, was du so unerträgliches daran findest. Ist es etwa dieses, daß ich, da ich für meine

Unterredungen kein Geld nehme, mich auch niemandem mittheilen darf, als wem ich gerne will, da hingegen andre, welche sich dafür bezahlen lassen, den empfangenen Lohn, so zu sagen, abverdienen müssen? Oder machst du meine Kost etwa deswegen herunter, weil ich weniger gesunde und nahrhafte Speisen esse, als du? Oder weil meine Gerichte, ihrer Seltenheit wegen, schwerer aufzutreiben, und also auch kostbarer sind, als die deinigen? Oder weil sie mir nicht so gut schmecken, als die deinigen dir? Weißt du denn nicht, daß der, welcher mit dem beßten Appetit ißt, in der Wahl der Gerichte am wenigsten lecker ist, und daß der Durstende mit dem nächsten beßten Tranke vorlieb nimmt? — Was nun die Kleider betrifft, so ist dir nicht unbekannt, daß man sie wegen zunehmender Hitze und Kälte wechselt, und daß man Schuhe anlegt, um nicht durch manches, was die Füße verletzen könnte, im Gehen gehindert zu werden. Hast du nun jemals bemerkt, daß ich der Kälte wegen mehr als ein andrer zu Hause geblieben wäre? Oder daß ich der Hitze wegen mit jemandem um einen schattigen Platz gezankt hätte? — Oder, daß ich nicht nach Belieben hin und her gehen konnte, weil mich die Füsse geschmerzt hätten? Weißt du nicht, daß Menschen, die von Natur noch so schwach sind, durch körperliche Uebungen den stärksten, welche es an Uebung fehlen lassen, überlegen werden, und alles, wozu sie sich abgehärtet haben, leichter ertragen? Und

kannst du denn zweifeln, daß ich, da ich meinen Körper gegen alle Zufälle abgehärtet habe, nicht alles leichter ertrage, als du, der von solchen Uebungen nichts weiß? Und was hältst du für die Ursache, warum ich weder den Vergnügen des Gaumens, noch dem Schlafe, noch den sinnlichen Lüsten ergeben bin? was anders, als weil ich größere Vergnügen kenne, die mich nicht bloß durch augenblicklichen Genuß ergötzen, sondern mir Aussicht auf einen bleibenden Nutzen eröfnen? Dir ist nicht unbekannt, daß es eben kein erfreulicher Gedanke ist zu wissen, daß man in seinen Geschäften nicht glücklich sey, und daß hingegen diejenigen, welchen die Landwirthschaft oder die Schiffahrt, oder sonst irgend ein andres Gewerbe wohl von Statten geht, sich dessen als eines gelungenen Werkes freuen? Glaubst du nun aber, daß irgend etwas von diesem allem so große Freude gewähre, als das Bewußtseyn, sich selbst so wohl, als seine Freunde gebessert und veredelt zu haben? Und auf dieser Ueberzeugung beharre ich fest. Wenn es aber darauf ankömmt seinen Freunden oder dem Staate nützlich zu seyn, wo wird man dazu mehr Musse finden; bey einer Lebensart, wie die meinige ist, oder bey der deinigen? Und welcher wird leichter einen Feldzug mitmachen, der, welcher einen köstlichen Tisch nicht entbehren kann, oder der, welchem das genügt, was er zur Hand hat? wer bey einer Belagerung sich eher ergeben, der dessen Bedürfnisse kaum aufzutreiben

sind, oder der, welcher sich mit dem zufrieden giebt, was am leichtesten, und je nach Bedürfniß zu haben ist? Wie es scheint, guter Antiphon, so setzest du die Glückseligkeit in einer üppigen und glänzenden Lebensart. Nach meiner Ueberzeugung hingegen ist, keine Bedürfnisse haben etwas Göttliches, und die wenigsten Bedürfnisse haben gränzt zunächst an das Göttliche. Wenn nun das Göttliche das Beßte ist, so gränzt das, was zunächst an das Göttliche gränzt, auch zunächst an das Beßte.

Bey einer andern Gelegenheit hielt der nämliche Antiphon eine zweyte Unterredung mit Sokrates, folgenden Inhalts: — Lieber Sokrates, ich halte dich allerdings für einen ehrlichen Mann, aber für einen Gelehrten kann ich dich nun gar nicht halten. Und du selbst scheinst mir dieß auch wohl einzusehen; denn du nimmst ja für deinen Unterricht kein Geld. Und doch hältst du deinen Mantel, dein Haus, und was du sonst etwa besitzest, für Geldes werth, und würdest nichts davon einem andern unter seinem Werthe, geschweige denn umsonst abtreten. Würdest du nun glauben, daß dein Umgang etwas werth sey, so würdest du denselben niemanden unter seinem Werthe bewilligen. Also wie gesagt, ein ehrlicher Mann magst du wohl seyn, da du niemanden aus Gewinnsucht um sein Geld prellen willst, aber ein gelehrter Mann bist du gewiß nicht; denn du weißt nichts, das einigen Werth hätte.

Lieber Antiphon, erwiederte hierauf Sokrates, ich und meines Gleichen denken von dem Wissen so wie von der Schönheit. Beydes kann uns Ehre oder Schande bringen, je nachdem man davon einen Gebrauch macht. Eine Person, welche dem Liebhaber ihre Schönheit um Geld verkauft, nennen wir eine Metze. Wer hingegen einen edeln und wohlgesitteten Menschen, von dem er geliebt wird, sich zum Freunde macht, den nennen wir verständig und weise. Eben so ist es mit dem Wissen. Wer seine Kenntnisse dem, der dazu Lust hat, um Geld verkauft, der heißt ein Sophist. Wer hingegen einem Menschen von glücklichen Anlagen das, was er selbst nützliches weiß, mittheilt, und ihn dadurch zum Freunde gewinnt, der thut nach unsrer Meinung nichts anders, als was ein wohldenkender und rechtschaffner Bürger thun soll. — Uebrigens hat, wie du wohl weißt, guter Antiphon, jeder Mensch seine Liebhaberey. Ein andrer findet Vergnügen an einem schönen Pferde, oder an Hunden und Vögeln; ich finde es noch in weit höherm Grade an rechtschaffnen Freunden. Was ich selbst nützliches weiß, das theile ich ihnen mit, und empfehle sie auch andern, deren Umgang, meines Erachtens, zu ihrer Ausbildung und Veredlung etwas beytragen kann. Daneben durchsuche ich gemeinschaftlich mit meinen Freunden die Schätze der alten Weisen, welche sie uns in schriftlichen Denkmalen hinterlassen haben. Was wir brauchbares darin

finden, das heben wir aus, und halten es für einen großen Gewinn, einander auf diese Weise nützlich zu seyn. — Dergleichen Unterhaltungen zeigten mir Sokrates als einen der glücklichsten Menschen, und überzeugten mich zugleich, daß er völlig dazu geeignet war, seine Freunde zu rechtschaffnen und edeln Männern zu bilden.

Ein andermal fragte ihn Antiphon, wie er sich wohl anmaßen könnte andre zu Staatsmännern zu bilden, oder warum er denn nicht selbst sich mit Staatsgeschäften abgäbe, wenn er sie doch zu verstehen glaubte? Und in welchem Falle glaubst du denn, (war seine Antwort) daß ich dem Staate mehr dienen werde, wenn ich für meine Person allein mich seiner Angelegenheiten annehme, oder wenn ich andre, so viel ich ihrer kann, geschickt mache, ihm Dienste zu leisten?

VII.

Laßt uns nun auch sehen wie es Sokrates anfing um seine Freunde zu bereden, daß sie, statt sich mit Vorzügen zu brüsten, welche sie nicht besäßen, vielmehr darnach trachteten sich durch wirkliche Verdienste auszuzeichnen. Immer behauptete er, daß es kein leichteres Mittel gäbe, sich Achtung zu erwerben, als wenn man sich bemühte das wirklich zu seyn, wofür man gerne gehalten seyn wollte; und die Wahrheit dieser Behauptung machte er auf folgende Weise anschaulich.

Laßt uns setzen, sprach er, es wollte jemand für einen geschickten Flötenspieler gehalten werden, ohne es wirklich zu seyn, was hätte er in diesem Falle zu thun? Nicht wahr, er müßte die Meister in dieser Kunst in den Nebensachen nachahmen? Jene besitzen kostbare Geräthschaften, und führen immer einen Troß von Bedienten mit sich; dieß müßte er auch thun. Sie haben immer eine Menge Bewundrer, die ihre Kunst erheben; um dergleichen müßte er sich also umsehen. Allein nimmer darf er es wagen, eine Probe von seiner Kunst abzulegen, wenn er anders nicht Lust hat sich unfehlbar lächerlich zu machen, und nicht bloß als Stümper, sondern auch als ein Windbeutel zum Vorschein zu kommen. Und nun, für nichts und wieder nichts, solchen Aufwand machen, und dazu noch die Achtung der Menschen einbüssen, heißt das nicht sich selbst das Leben verkümmern, und sich mit Spott und Schande überhäufen? Und so verhält es sich überall. Gesetzt es gebe sich jemand das Ansehen, ein guter Feldherr oder ein geschickter Seefahrer zu seyn, und wäre es nicht, was würde erfolgen? Wenn er andern nicht weise machen kann, daß er die Einsichten, durch die er gerne glänzen möchte, wirklich besitze, so ist das schon traurig genug; und kann er es, so ist er noch um vieles schlimmer daran. Er übernimmt die Führung eines Schiffes, oder das Commando eines Heeres ohne die nöthigen Kenntnisse; richtet, weit entfernt es zu wol-

len, diejenigen, welche sich ihm anvertrauet, zu Grunde, und erndtet nichts als Verachtung und Schande. Nicht minder, sagte er, sey es nachtheilig für reicher oder tapfrer, oder stärker gehalten zu werden, als man es wäre. Man belade solche Menschen mit Aufträgen, welche ihre Kräfte übersteigen, und wenn sie das nicht leisten, was man von ihnen erwarte, so finden sie keine Nachsicht. So wie er nun den für einen Betrüger, und zwar keinen gemeinen Betrüger schalt, welcher jemanden um Geld oder irgend ein Geräth, das ihm auf sein Wort hin anvertrauet ward, verkürzte, so hielt er den noch für einen weit größern, welcher, ohne die mindesten Kenntnisse von Staatssachen, seinen Mitbürgern sich als einen Mann aufdränge, welcher fähig wäre den Staat zu regieren. — Dergleichen Betrachtungen waren, meines Erachtens, völlig dazu geeignet, um seine Schüler vor eitler Anmaßung zu verwahren.

Zweytes Buch.

I.

Sehr treffend scheinen mir auch die Vorstellungen zu seyn, wodurch Sokrates seine Freunde zur Zähmung ihrer Begierden, in Absicht des Essens und Trinkens, des Geschlechtstriebes, des Schlafes und zur standhaften Erduldung der Hitze und Kälte und aller Mühseligkeiten ermahnte. Da er unter denen, welche mit ihm umgingen, den Aristippos als einen Menschen kannte, welcher nicht im Stande war sich in jenen Rücksichten zu mässigen, so begann er einst mit ihm folgende Unterredung: — Sage mir, lieber Aristippos, wenn dir zwey Jünglinge anvertraut würden, um aus dem einen einen fähigen Regenten, aus dem andern einen stillen Privatmann zu ziehen, wie würdest du dich wohl in deinem Geschäfte, in Rücksicht auf beyde, benehmen? Wollen wir, um so weit als möglich zurückzugehen, gleich bey der Nahrung anfangen? — Mir scheint allerdings, sprach Aristippos, dieß der erste Punkt zu seyn. Denn ohne Nahrung kann man nicht leben. — Es kann also nicht fehlen, beyde werden zu seiner Zeit essen wollen? — Ganz natürlich. — Und welchen von beyden müssen wir nun

gewöhnen dringende Geschäfte eher abzuthun, als er an die Befriedigung seiner Eßlust denkt? — Unstreitig den, welcher zum Regenten bestimmt ist, damit nicht die Angelegenheiten des Staats liegen bleiben, während er seiner Bequemlichkeit pflegt. — Der nämliche muß sich also auch gewöhnen, wenn er gleich Lust zum Trinken hat, noch länger zu dürsten? — Allerdings. — Und welcher von beyden muß den Schlaf bezwingen, späte zur Ruhe gehen, früh aufstehen, und, wenn es nöthig ist, die Nacht durch wachen können? — Alles dieß ohne Zweifel der nämliche. — Und in der Liebe sich zu mässigen, um nicht dadurch an den nöthigen Geschäften gehindert zu werden? — Wiederum der nämliche. — Und weder Mühe noch Unbequemlichkeit zu scheuen, sondern sie willig zu übernehmen? — Auch dieß muß derjenige können, welcher zum Regieren bestimmt ist. — Und alle Einsichten und Kenntnisse sich zu erwerben, wodurch man seinem Gegner überlegen wird? — Sicher muß auch diese der künftige Regent besitzen; denn ohne sie würde alles andre wenig nützen. — Nicht wahr? wer so erzogen ist, der wird von seinem Gegner sich nicht leicht, gleich einem einfältigen Thiere, berücken lassen? Denn diese werden ja oft, um ihrer Lüsternheit willen, wenn sie auch noch so scheue sind, entweder durch Speisen oder Getränke, in die Schlinge gelockt. — Ganz richtig. — Andre, wie z. B. die Wachteln und Repphühner, lassen sich von der Brunst

bethören. Der Begattungstrieb reizt sie der Stimme des Weibchens nachzugehen, und sie rennen blindlings, und ohne Gefahr zu ahnden, ins Garn. — So ist es. — Ist es aber nicht für einen Menschen schimpflich, mit den dümmsten Thieren in einer Klasse zu stehen? Die Ehebrecher zum Exempel schleichen sich in die geheimsten Zimmer des Hauses ein, ungeachtet sie wissen, daß man ihnen auflauert, und daß im Betretungsfalle sie der Beschimpfung und der Strafe, welche das Gesetz dem Ehebruche bestimmt hat, nicht entgehen werden. Und muß man denn nicht ganz rasend seyn, um blindlings in eine solche Gefahr hinein zu rennen, ungeachtet man weiß, welche Uebel und Schande man sich zuziehen kann, und ungeachtet man so viele Mittel und Wege hat, den Geschlechtstrieb ohne alle Gefahr zu befriedigen? — In der That.

Da ferner die nothwendigsten und meisten Geschäfte, als z. B. der Kriegsdienst, die landwirthschaftlichen Verrichtungen und andre wichtige Arbeiten mehr, unter freyem Himmel geschehen müssen, ist es denn nicht ein Beweis von großer Sorglosigkeit, daß man insgemein so wenig sich gegen Hitz und Frost abzuhärten sucht? — In der That. — Du glaubst also, daß ein künftiger Regent sich gewöhnen müsse, diese Beschwerlichkeiten alle leicht zu ertragen? — Allerdings. — Diejenigen also, welche in allen diesen Stücken über sich gebiethen können, zählen wir denen bey, welche zur

Regierung geeignet sind; die es aber nicht können, rechnen wir zu denen, welche auf das Herrschen Verzicht thun? — Ganz richtig. — Da du nun jedem in einer von diesen beyden Klassen seinen Platz anzuweisen verstehest, hast du wohl auch jemals bey dir selbst überlegt, in welcher von beyden dir selbst eine Stelle gebühre? — O was mich betrifft, erwiederte Aristoppos, ich leiste willig Verzicht auf eine Stelle unter denen, welche Lust haben zu regieren. Denn da es schon so viele Mühe kostet, seine eignen Bedürfnisse zu bestreiten, so muß man wohl den Kopf verloren haben, wenn man daran nicht genug hat, sondern auch noch die Bedürfnisse seiner Mitbürger besorgen will. Oder wie kann ich den für einen vernünftigen Menschen gelten lassen, der für sich so manches, das er gerne hätte, entbehrt, und nun als Vorsteher eines Staates sich verantwortlich macht, wenn er nicht alles, was dem Staate vortheilhaft wäre, durchzusetzen weiß? Denn wirklich brauchen die Staaten ihre Regenten nicht anders, als wie ich meine Knechte. Von diesen verlange ich, daß sie mir alles, was ich bedarf, vollauf anschaffen, ohne das mindeste davon selbst zu berühren. Gerade so wollen die Staaten, daß ihre Regenten ihnen alle möglichen Vortheile verschaffen, sich selbst aber allen Genuß versagen. Wer also Lust hat, sich selbst und andre mit Mühe und Arbeit zu beladen, den werde ich nach der erwähnten Methode erziehen, um ihn

denjenigen beyzuzählen, welche dazu geeignet sind, um den Staat zu regieren. Ich für meine Person halte es mit denen, welche so bequem und angenehm als möglich zu leben wünschen.

Nun laß uns einmal sehen, wenn dirs gefällig ist, welche von beyden ein angenehmeres Leben führen, ob die Herrschenden, oder die Beherrschten. — Sehr gerne. — Fürs erste also sind unter den uns bekannten Völkern die Perser in Asien eine herrschende Nation; beherrschte hingegen sind die Syrer, Phrygier und Lydier. In Europa sind die Scythen eine herrschende, und die Mäotier eine beherrschte; in Libyen die Karchedonier abermal eine herrschende, die Libyer eine beherrschte. Welche von beyden dünken dich nun es besser zu haben? Oder, um bey den Hellenen zu bleiben, zu welchen du selbst gehörst, welche scheinen dir bequemer zu leben, die Herrschenden oder die Beherrschten? — Ey nun, sagte Aristippos, ich will nun eben auch nicht den Sklaven beygezählt seyn. Aber mich dünkt es giebt einen Mittelweg zwischen beyden Extremen, welcher weder zur Herrschaft noch zur Sklaverey, sondern zur Freyheit führt, und diesen Weg, auf welchem man das Ziel eines glücklichen Lebens am leichtesten erreicht, möchte ich einschlagen. — Freylich, erwiederte Sokrates, wenn dieser Weg, so wie er neben Herrschaft und Sklaverey vorbeyführt, auch neben den Menschen vorbey führen könnte, so liesse sich das wohl hören. Allein

wenn du unter Menschen leben, und doch weder befehlen noch gehorchen, noch um die Befehlenden dich etwas bekümmern willst, so kann es dir doch wohl nicht entgehen, daß die Stärkern den Schwächern so wohl in öffentlichen Angelegenheiten, als im besondern Verkehr, den Daumen aufzudrücken, und sie als Knechte zu behandeln verstehen. Oder kennst du keine Leute, die, was andre säeten, schneiden, und die Bäume, welche andre pflanzten, umhauen, und die den Schwächern, welcher sich über sie wegsetzen will, auf jede Weise ängstigen und quälen, bis er es gerathner findet, dem Mächtigen zu huldigen, als sich mit ihm zu messen? Und siehst du nicht, daß überhaupt im täglichen Handel und Wandel der Unternehmendere und Mächtigere den Furchtsamen und Schwachen unterdrückt, und zu seinen Absichten gebraucht? — O dafür werde ich schon zu sorgen wissen. Ich binde mich an keinen Staat, und lebe überall, wo ich hinkomme, als Fremder. Ey, sprach Sokrates, das nenne ich mir einmal einen feinen Kniff! In der That, seitdem Sinnis und Sciron und Procustes aufgehört haben zu rauben und zu plündern, hat kein Fremder mehr etwas zu befahren. Gleichwohl machen die, welche in der bürgerlichen Gesellschaft leben, noch immer Gesetze, um sich vor Gewalthätigkeiten sicher zu stellen; sie sehen sich, ausser den so geheißnen Verwandten, noch um den Beystand andrer Freunde um; sie umgeben ihre Städte

mit Mauern und Wällen; sie versehen sich gegen diejenigen, welche ihre Sicherheit stören könnten, mit Waffen, und schliessen überdieß Schutzbündnisse mit auswärtigen Staaten, und bleiben, aller dieser dieser Verkehrungen ungeachtet, dennoch vor Kränkungen nicht sicher. Und du hingegen, dem von diesem allem nichts zu Statten kommt, der du einen guten Theil des Jahres auf den Heerstrassen, wo man gewalthätigen Angriffen am meisten ausgesetzt ist, zubringen wirst, der du in jedem Staat, wohin du kömmst, allen Bürgern nachstehen wirst, und überhaupt einer von denen bist, an welchen gewaltthige Menschen sich am liebsten reiben — du hoffest gleichwohl, gerade deswegen, weil du ein Fremdling bist, vor Unrecht geschützt zu seyn? Und warum? Etwa weil die Staaten beym Gehen und Kommen dir Sicherheit zusagen? Oder weil du denkst, daß kein Herr dich als Sklave mit Vortheil würde gebrauchen können? In der That, wer möchte auch einen Menschen bey sich haben, welcher nichts arbeiten, und doch so bequem und kostbar als möglich leben wollte? Aber weißt du wohl, wie die Herren es mit solchen Knechten halten? Nicht wahr? die Leckerhaftigkeit vertreiben sie ihnen durch den Hunger; das Stehlen machen sie ihnen dadurch unmöglich, daß sie alles, was sich wegnehmen läßt, unter dem Schlüssel verwahren; dem Entlaufen kommen sie durch Fesseln zuvor, und die Faulheit treiben sie ihnen durch Schläge aus. —

Oder wie machst du es denn, wenn du unter deinem Gesinde einen Sklaven von dieser Art entdeckest? — Ich züchtige ihn auf jede nur mögliche Weise, bis daß ich ihn zu Paaren getrieben habe.

Allein, lieber Sokrates! was haben denn die, welche zum Herrschen erzogen werden, und deren Loos du, wie es mir scheint, glücklich schätzest, vor denen, welche nothgedrungen alles Ungemach ertragen, voraus, wenn sie (obgleich freywillig) Hunger, Durst, Kälte, Schlafloßigkeit und jede andre Beschwerlichkeit erdulden? Ich wenigstens sehe da keinen Unterschied, ob man auf dem nämlichen Rücken freywillig oder gezwungen gestäupt werde, und kurz, ob man gerne oder ungerne an dem nämlichen Leibe diese und ähnliche Peinigungen erdulde. Und kann ich es anders als Unsinn nennen, wenn man unangenehmen Gefühlen sich freywillig unterzieht? — Ich sollte doch meinen, erwiederte Sokrates, daß bey allen diesen Dingen sich in so fern ein Unterschied fände, ob man sie freywillig oder gezwungen erdulde, in wie fern der, welcher freywillig hungert, doch essen, wer freywillig durstet, trinken kann, so bald er will, und so weiters, da hingegen der, welcher so etwas gezwungen erduldet, sich nicht nach Belieben davon frey machen kann. Zudem fühlt derjenige, welcher freywillig Beschwerlichkeiten sich unterzieht, durch gute Hoffnungen sich erleichtert. Die Jäger z. B. ertragen gerne die Beschwerlichkeiten der Jagd, in der Hoffnung das Ge-

wild zu erbeuten. Und gleichwohl ist dieß nur ein unbedeutender Ersatz für die übernommene Mühe. Und sollte nun der, welcher darauf los arbeitet, um sich würdige Freunde zu erwerben, oder Feinde zu besiegen, oder seine Leibes- und Seelenkräfte zu entwickeln und auszubilden, um sein Hauswesen gut zu verwalten, Freunden wohlzuthun, und um das Vaterland sich verdient zu machen, sollte der nicht jede zu solchen Zwecken dienende Anstrengung mit Freuden ertragen, und bey dem Gedanken innrer Zufriedenheit, und des allgemeinen Lobes und der Nacheifrung andrer Menschen sich vollkommen glücklich fühlen? Noch kömmt von der andern Seite diese Betrachtung hinzu, daß bey einer bequemen Lebensart, und beym augenblicklichen Genusse weder der Körper, wie die Gymnasten versichern, an Gesundheit und Kraft, noch die Seele an Einsichten und Kenntnisse merklich gewinnen kann, da hingegen Uebungen, welche Geduld und Anstrengung erfordern, nach dem Ausspruche weiser Männer uns zu allem, was schön und groß ist, fähig und aufgelegt machen. So sagt z. B. Hesiodos irgendwo:

Leicht wird und in reichlichem Maaß Untugend erworben,
Denn sie wohnt nahe, und kurz ist der Weg zu ihrer Behausung.
Aber durch Mühe und Schweiß, dieß war der Unsterblichen Wille,

Wird die Tugend errungen; ein steiler und langer Pfad führt
Ueber Klippen dich hin; doch wird er dir näher am Ziele
Leicht und eben, so rauh er erst war.

Eben so sagt Epicharmos:

— Müh und Arbeit ist
Der Preis, um den die Götter alles Gute geben.

Und an einer andern Stelle:

O Träger suche nicht die Ruh, sonst wirst du Mühe finden.

Nicht anders erklärt sich der weise Prodikos, in der Erzählung von Herakles, welche er sehr oft vorzulesen pflegt, über die Tugend. Ich will den Inhalt derselben, so weit mein Gedächtniß mir treu ist, anführen. Als Herakles, so heißt es, die Jahre der Kindheit zurückgelegt hatte, und bereits in dasjenige Alter eingetreten war, in welchem der sich selbst überlassene Jüngling nun zeigt, ob er die Bahn der Tugend oder des Lasters betreten werde, so begab er sich in eine einsame Gegend, und überlegte bey sich selbst, welche von beyden er einschlagen sollte. Sogleich näherten sich ihm zwey weibliche Gestalten von ansehnlichem Wuchse. Die eine zeigte in ihrem ganzen Wesen Anstand und Adel. Nettigkeit und geschmackvolle Einfalt herrschten in ihrem Aeussern, ihr Blick war bescheiden, ihre Haltung und Anstand sittsam, und sie ging in einem weißen Anzug gekleidet. Die andre

war wohl genährt und fleischig. Das Weiß und Roth ihrer Haut hatte sie durch Schminke über die natürliche Farbe gehoben; sie trug sich gerader, als die natürliche Stellung es brachte; ihr Auge war weit geöffnet, und der Anzug gewählt, um die Reitze des Körpers, so viel möglich, durchschimmern zu lassen. Sie warf feurige Blicke auf sich selbst, forschte dann wieder, ob jemand die Augen auf sie richtete, und nicht selten blickte sie nach ihrem Schatten. Da sie näher herbeykamen, ging jene erstere ruhig ihren Gang fort; die andre suchte ihr vorzueilen, lief auf den Herakles zu, und sagte: „Wie ich sehe, lieber Herakles, so bist „du unschlüssig welchen Weg durch das Leben du „einschlagen willst. Willst du mich zur Freundinn „wählen, so werde ich dich den angenehmsten und „bequemsten Weg führen, auf welchem du jedes Vergnügen kosten, jede Unannehmlichkeit vermeiden „kannst. Denn da wirst du dich weder um kriegerische Unternehmungen, noch um Staatsgeschäfte bekümmern, sondern einzig darauf bedacht seyn, dich „mit ausgesuchten Speisen und Getränken zu laben, „Aug und Ohr, Geruch und Gefühl durch die angenehmsten Empfindungen zu ergötzen, im Umgange „schöner Jünglinge dich zu vergnügen, auf einem „weichen Lager zu schlafen, und den Genuß aller „dieser Dinge dir, in so weit es immer angeht, „ohne Müh und Arbeit zu verschaffen. Solltest du „jemals um die Mittel dazu verlegen seyn, so fürchte

„nicht, daß ich dir zumuthen werde durch körperliche „oder geistige Arbeiten und Erduldungen sie herbey„zuschaffen. Was andre durch Arbeit erworben ha„ben, das darfst du geniessen, darfst ungescheut dir „alles anmaßen, wovon einiger Vortheil zu hoffen „ist. Denn meinen Freunden erlaube ich Alles, was „und wo sie es finden, zu benutzen." — Sage mir, Weib! was ist den dein Nahmen? So fragte Herakles, nachdem er dieses gehört hatte. — Meine Freunde, sprach sie, nennen mich Glückseligkeit; meine Feinde hingegen Wollust.

Mittlerweile trat auch die andre herzu, und begann also: „Auch ich komme zu dir, lieber Herakles, und zwar nicht ohne vorläufige Kenntniß von deinen Aeltern, deinen Anlagen und deiner Erziehung zu haben. Dieß alles läßt mich hoffen, du werdest, wofern du meine Bahn betritest, in allem, was schön und lobenswürdig ist, dich rühmlich auszeichnen, ich selbst aber werde an Achtung und Ehre durch das gestiftete Gute mehr gewinnen. Ohne dich durch eitle Vorspiegelungen von Freuden, welche nicht auf dich warten, zu hintergehen, will ich mit der natürlichen Ordnung der Dinge, welche die Götter festgesetzt haben, dich ohne Rückhalt bekannt machen. Wisse also, daß von allem, was gut und wünschenswerth ist, die Götter dem Menschen ohne Arbeit und Sorgen nichts gewähren. Willst du, daß die Götter dir gewogen seyen, so mußt du die Götter verehren; willst du, daß deine

Freunde dich lieben, so mußt du dich um deine Freunde verdient machen; willst du, daß dein Vaterland dich emporhebe, so mußt du deinem Vaterland nützliche Dienste leisten; willst du, daß die ganze Hellas dich um deiner Vorzüge willen bewundre, so mußt du trachten der Wohlthäter von der Hellas zu seyn; willst du, daß dein Feld dir reiche Erndte trage, so muß du dein Feld bebauen; willst du dich durch deine Heerden bereichern, so mußt du deiner Heerden warten; willst du im Kriege dein Glück machen, und wünschest du dir das Vermögen Freunde zu schützen und Feinde zu besiegen, so mußt du fürs erste die Kriegskunst von dem, der sie versteht, lernen, und hiernächst sie durch Uebung anwenden; willst du endlich durch körperliche Stärke dich auszeichnen, so mußt du deinen Körper der Herrschaft der Vernunft unterwerfen, und ihn zu Beschwerlichkeiten und mühsamer Arbeit abhärten."

Hier fiel ihr, wie Prodikos weiter erzählt, die Wollust in die Rede. Siehst du wohl, lieber Herakles, sprach sie, welch einen langen und beschwerlichen Weg dieses Weib dich zur Zufriedenheit führt; ich hingegen führe dich auf einem bequemen und kurzen zur Glückseligkeit. — Elende! erwiederte die Tugend, wie kannst du vom Guten sprechen, oder welches Vergnügen kennst du, du, welche weder für dieses noch für jenes die mindeste Mühe übernehmen will? Eilest du doch dem Wunsche nach Vergnügen durch jede Art von Sättigung zuvor! Du issest, ehe

dich hungert, und trinkst, ehe dich durstet. Um die Eßlust zu reitzen siehst du dich nach kunstverständigen Köchen um; um mit Appetit zu trinken schaffst du dir kostbare Weine an, und laufest umher, um im Sommer Schnee aufzusuchen. Um gut zu schlafen bedarfst du nicht bloß weicher Betten, sondern auch Teppiche unter den Bettstellen; denn dich verlangt zu schlafen, nicht weil du von Arbeit müde bist, sondern weil du überall nichts zu thun hast. — Den physischen Genuß der Liebe erzwingst du ohne das Bedürfniß abzuwarten, nimmst dabey alle Reitzungen zu Hilfe, und machst keinen Unterschied zwischen beyden Geschlechtern. Deine Freunde läßt du die Nacht in schändlichen Ausschweifungen zubringen, und den brauchbarsten Theil des Tages verschlafen. Ungeachtet du unsterblich bist, so bist du gleichwohl von den Göttern verstoßen, und von guten Menschen verachtet. Was dem Ohre am lieblichsten klingt — dein eigenes Lob — hörst du niemals, und, was das Auge mehr als alles erfreut — ein rühmliches Werk, von dir selbst verrichtet — siehst du niemals. Wer wird deinen Worten glauben? wer deine Bitten gewähren? welcher Vernünftige sich nicht scheuen in deinem Gefolge zu erscheinen — das heißt, in Gesellschaft von Menschen, welche in der Jugend am Körper, im Alter am Verstande schwach sind; welche sorgenlos und geputzt durch die Jugend dahin hüpfen, und mühselig und entstellt sich durch das Alter schleppen; sich dessen,

was sie gethan haben, schämen, und vom dem, was sie thun müssen, sich gedrückt fühlen; und, nachdem sie in dem Genusse eines flüchtigen Vergnügens die Jugend schnell durchlaufen, ein hartes und beschwerliches Loos sich für das Alter aufbewahren? — Ich hingegen habe mit den Göttern, habe mit allen guten Menschen Verkehr. Ohne mich vollbringen weder jene noch diese irgend ein edles Werk. Mich ehren über alles die Götter, mich die Menschen, welche werth sind mich zu verehren. An mir haben die Künstler eine vollkommne Gehilfin, an mir die Hausväter eine treue Hüterin, an mir das Gesind eine liebreiche Beyständerin. Ich bin eine redliche Theilnehmerin an den Geschäften des Friedens, eine zuverläßige Mitkämpferin im Streite, und die treuste Mitgenossin der Freundschaft. Meinen Freunden sind Speise und Trank angenehm (labend), ohne sie zu beschweren. Denn sie geniessen sie nicht eher, als sie den Reitz dazu fühlen. Der Schlaf ist ihnen süßer als dem Trägen. Sie verlassen ihn ohne Unbehagen, und setzen, um ihn zu geniessen, kein nöthiges Geschäft zurück. Als Jünglinge haben sie sich des Beyfalls der Alten, und als Greisen der Verehrung der Jugend zu freuen. Mit Vergnügen erinnern sie sich ihrer vergangenen Handlungen, und fühlen sich bey dem jetzigen Thun glücklich; durch mich sind sie geliebt von den Göttern, geliebt von ihren Freunden, und von dem Vaterlande geachtet. Und haben sie einst das vom Schicksal bestimmte

Ziel erreicht, so werden sie nicht ruhmlos von der Vergessenheit begraben, sondern ihr Andenken pflanzt sich in Lobgesängen auf alle Zeiten fort. — Du siehst, lieber Herakles! du Sohn würdiger Aeltern, was du zu thun hast, um zu dem Besitz des seligsten Loses zu gelangen." — So ungefähr lauten die Vorstellungen, welche die Tugend dem Herakles beym Prodikos macht — nur mit einem weit geschmückteren Vortrag, als der meinige war. Erwäge nun dieses, lieber Aristippos, und fasse den deiner würdigen Entschluß auf irgend einen Plan zu denken, nach welchem du dein künftiges Leben einrichten willst.

II.

Als Sokrates einst bemerkte, daß sein ältester Sohn Lamprokles mit der Mutter schmollte, so nahm er daher den Anlaß zu folgender Unterredung: — Sage mir, mein Sohn, hast du auch schon von Leuten gehört, die man Undankbare nennt? — Freylich. Wer Gutes von andern empfängt, und, obgleich er es könnte, es nicht vergilt, den nennt man undankbar. — Allem Ansehen nach setzt man also die Undankbaren mit den Ungerechten in eine Klasse? Nicht so? — Ganz richtig. — Verhält es sich denn aber mit der Undankbarkeit auch so, wie mit andern Fehlern? Zum Beyspiel: seine Freunde zu Sklaven zu machen ist ungerecht, nicht aber seine Feinde? Hast du darüber schon nachgedacht? — Freylich. Mich dünkt, wer

Gutes, sey es von Freund oder Feind, empfangen hat, und es nicht zu vergelten sucht, der ist ungerecht. — Wenn dem so ist, so wäre also die Undankbarkeit an sich, und in jedem Falle eine Ungerechtigkeit? — Der Jüngling bejahte dieses. — Und je größer das empfangene Gute ist, desto größer der Undank, wenn man es nicht zu vergelten sucht. — Ist nun aber wohl jemand der, von wem es auch sey, größere Wohlthaten empfinge, als die Kinder von ihren Aeltern? Fürs erste danken sie ihnen ihr Daseyn, und den Anblick und Genuß alles des Guten und Schönen, das die Götter den Menschen verliehen haben — Güter, auf welche man allgemein einen so hohen Werth setzt, daß man den Verlust derselben für das größte Unglück hält. Eben deswegen haben ja die bürgerlichen Gesellschaften auf die größten Vergehungen die Todesstrafe gesetzt, weil sie kein größeres Uebel kannten, durch dessen Furcht sie das Verbrechen eher im Zaume zu halten hofften. Uebrigens bilde dir ja nicht ein, daß die Menschen bey der Zeugung der Kinder bloß die Befriedigung des Geschlechtstriebes zur Absicht haben; denn die Gelegenheit, diese Lust zu büssen, findet man überall in Häusern und auf den Straßen. Schon in der Wahl der Gattin richtet der Mann offenbar sein Augenmerk auf eine Person, mit welcher er hoffen kann, vorzüglich gesunde und starke Kinder zn erzeugen. Diese nimmt er zu sich und ernährt sie, und sorgt auch schon zum

voraus, so reichlich als er kann, für alle Bedürfnisse und Bequemlichkeiten der noch nicht gebohrnen Kinder. Die Gattin hinwieder empfängt und trägt die Bürde des Kindes mit Beschwerden, und nicht ohne Gefahr ihres Lebens; sie theilt mit dem Kinde das, was zu ihrer eignen Nahrung bestimmt ist, und, nachdem sie es mit großen Beschwerden ausgetragen und gebohren hat, so nährt und pflegt sie es — das Kind, von welchen sie nie etwas Gutes empfangen hat, welches seine Wohlthäterin nicht kennt, und nicht einmal im Stande ist seine Bedürfnisse zu erkennen zu geben. Sie selbst, die Mutter, sucht diese zu errathen, denkt auf alles, was dem Kinde nützlich oder angenehm seyn möchte, reicht ihm lange Zeit seine Nahrung, und läßt sich Tag und Nacht weder Mühe noch Arbeit dauern, ohne zu wissen, welchen Dank sie von diesem allem haben werde. Und das ist noch nicht alles; nicht nur ernähren die Aeltern ihre Kinder, sondern, so bald diese im Stande sind etwas zu lernen, so theilen sie ihnen alle zum Leben brauchbaren Kenntnisse, welche sie selbst besitzen, mit; und wenn sie glauben, daß sie irgend etwas von jemand anderm besser lernen können, so schicken sie ihre Kinder dahin, und sparen weder Kosten noch Sorgfalt, noch Mühe, um ihnen alle Ausbildung zu geben, welcher sie fähig sind.

Ganz gut, sagte der Jüngling. Laß es seyn, daß die Mutter dieses alles, und noch tausendmal mehr für mich

gethan habe, so ist es gleichwohl unmöglich ihre üble Laune zu ertragen. Was meinst du denn? erwiederte Sokrates. Ist ein böses Thier, oder eine böse Mutter das unerträglichere Wesen? — Eine solche Mutter? allerdings. — Hat sie denn schon etwa dich gebissen oder getreten; denn auf diese Weise haben die Thiere schon manchen übel zugerichtet. — Das nicht. Aber beym Zeus! sie sagt einem Dinge, die man für sein Leben sich nicht sagen lassen möchte. — Und du, sprach Sokrates, wie viel unerträgliche Beschwerden hast du ihr von Kindsbeinen an, so wohl bey Tag als bey Nacht, durch üble Laune, die sich durch Geschrey und andre Unarten äusserte, aufgeladen, und wie vielen Kummer in Krankheiten gemacht! — Aber, sagte der junge Mensch, ich habe sie doch niemals weder mit Worten noch mit Handlungen beschimpft. — Allein wie? solltest du dich durch das, was sie dir sagt, mehr gekränkt finden, als die Schauspieler die einander auf der Bühne oft ausschelten, was das Zeug hält? — O das ist was anders. Die können sich leicht fassen. Denn sie wissen, daß alle Scheltungen und Drohungen weder die Absicht haben sie zu kränken, noch ihnen was zu Leide zu thun. — Und doch wirst du ungehalten, obgleich du überzeugt seyn mußt, daß deine Mutter, trotz allem, was sie dir sagt, weit entfernt, es mit dir böse zu meinen, dir im Gegentheil mehr gutes wünscht, als keinem andern Menschen? Oder glaubst du denn wirklich, daß deine

Mutter es böse mit dir meine? — Nein, das glaube ich nun freylich nicht. — Und eine solche Muttet, sprach Sokrates, welche es gut mit dir meint, die, wenn du krank bist, alles mögliche thut, damit du wieder gesund werdest, und die für alle deine Bedürfnisse sorgt, und noch überdieß den Göttern für dich Gelübde thut, und die gethanen Gelübde erfüllt — eine solche Mutter nennst du unerträglich! O wahrlich! mich dünkt, wenn du eine solche Mutter nicht ertragen kannst, so kannst du dein eignes Glück nicht ertragen.

Uebrigens sage mir doch, glaubst du denn doch irgend jemandem Achtung schuldig zu seyn? Oder hältst du dich darauf gefaßt keinem Menschen gefällig zu seyn, keinem nachzutreten, und keinem zu gehorchen, sey es nun ein Feldherr oder sonst jemand der zu befehlen hat? — O ja doch, sagte der Jüngling. — So wirst du, fuhr Sokrates fort, wohl auch einem Nachbar gefällig seyn wollen, um, wenn du's bedarfst, von seinem Heerde Feuer holen zu können, und, wenn dir etwas zustößt, seines nachbarlichen Beystandes versichert zu seyn! — O ja! — und, wenn du einen Reisegefährten zu Wasser oder zu Lande fändest, oder sonst mit jemandem in irgend einem Verhältnisse zu stehen kämest, würde es dir gleich viel seyn, ob es dein Freund oder dein Feind wäre, oder würdest du glauben dich um sein Wohlwollen bemühen zu müssen? — Allerdings. — Also willst du dich in solchen

Fällen andern gefällig erzeigen, deine Mutter hingegen, welche dich mehr als irgend ein Mensch liebt, glaubst du vernachlässigen zu dürfen? Weißt du denn etwa nicht, daß der Staat, welcher andre Aeusserungen des Undanks ungeahndet läßt, und davon keine Kenntniß nimmt, ob jemand empfangene Wohlthaten erwiederte oder nicht, denjenigen, welcher seine Aeltern vernachläßigt, zur Strafe zieht, und ihn des Archontats unwürdig erklärt, in der Ueberzeugung, daß weder ein Opfer, welches ein solcher Mann für den Staat bringt, den Göttern gefällig seyn, noch irgend ein öffentliches Geschäfte, welches er besorgt, geziemend und in Ordnung verrichtet werden kann? Bey der Prüfung der Archonten kömmt ja so gar auch dieses in Anschlag, wenn jemand es vernachlässiget hat das Grabmal seiner Aeltern zu schmücken. Wenn dir also zu rathen ist, mein Sohn! so wirst du für jeden Mangel an Achtung, durch welchen du gegen deine Mutter gefehlt hast, die Götter um Verzeihung bitten; sonst möchten auch sie dich für einen Undankbaren erklären, und dir ihre Wohlthaten entziehen. Und was die Menschen betrift, so laß es sie ja nicht merken, daß du deine Aeltern gering schätzest, wenn du nicht von jedermann vernachlässiget, und ohne Freunde, einsam da stehen willst. Denn wenn man es merkt, daß du gegen deine Aeltern undankbar seyest, so wird auch kein Mensch für empfangene Wohlthaten Dank von dir erwarten.

III.

Da er wußte, daß Chärephon und Chärekrates, zwey Brüder von seiner Bekanntschaft, in Uneinigkeit lebten, so hielt er mit dem letztern, da er ihm ungefähr begegnete, folgende Unterredung: — Sage mir, lieber Chärekrates, du bist doch wohl nicht einer von denen, welchen das Geld mehr gilt als ein Bruder, ungeachtet das Geld ein todtes verstandloses Ding, der Bruder aber ein verständiges Wesen ist; ungeachtet jenes unsrer Sorge bedarf, dieser uns Beystand leisten kann; ungeachtet endlich das Geld sich vielfältig ersetzen läßt, ein Bruder aber einzig und unersetzlich ist? Ist es nicht ferner befremdend, wenn jemand sich durch seine Brüder verkürzt glaubt, weil er nicht auch ihr Vermögen besitzt, hingegen durch seine Mitbürger sich nicht verkürzt glaubt, ungeachtet er ihr Vermögen auch nicht besitzt, sondern in diesem Falle ganz richtig urtheilt, daß es besser sey ein mäßiges Vermögen zu besitzen, welches ihm die Gesellschaft sicher stellt, als ausser der Gesellschaft zu leben, und das gesammte Vermögen seiner Mitbürger zu besitzen, mit der Gefahr es zu verlieren? nicht befremdend, wenn man, in so fern man es vermag, Sklaven kauft, um Arbeiter, sich um Freunde bewirbt, um Beyständer zu haben, aus Brüdern aber sich nichts macht, als wenn man aus Brüdern nicht

eben so gut als aus Mitbürgern sich Freunde machen könnte? Gleichwohl ist es schon ein festes Band der Freundschaft, von den gleichen Aeltern erzeugt, und mit einander erzogen zu seyn. Sehnen sich sogar die Thiere nach denen, welche mit ihnen aufgewachsen sind. Setze noch hinzu, daß die Menschen insgemein für jemanden, der Brüder hat, mehr Achtung tragen, und ihm weniger zu nahe treten, als dem, welcher keine hat.

Sehr wohl, erwiederte Chärekrates, wenn die Ursache des Zwistes von keiner Erheblichkeit ist, so mag es wohl billig seyn sich in die Launen eines Bruders zu fügen, und um einer Kleinigkeit willen sich nicht mit ihnen abzuwerfen. Denn in der That, ein Bruder ist, so wie du sagst, ein schätzbares Gut, wenn er ist, wie er seyn soll. Allein wenn auch gar zu viel daran fehlt, wenn er gerade das Gegentheil ist, wer wollte denn das Unmögliche versuchen? — Allein, so fuhr Sokrates fort, ist denn Chärephon gegen jedermann ungefällig, wie gegen dich, oder giebt es Leute, mit welchen er auf einem recht guten Fuß steht? — Eben das ist's, lieber Sokrates! erwiederte der Jüngling, was mich berechtigt ihn zu hassen, daß er gegen jedermann äusserst gefällig seyn kann, mir hingegen, wo wir nur auf einander stoßen, durch Reden und Handlungen mehr Nachtheil und Mißvergnügen, als Vortheil und Freude schaft. — Verhält es sich etwa mit deinem Bruder so, wie mit einem Pferde? Wer es

nicht zu behandeln versteht, und es doch gebrauchen will, der kömmt dadurch leicht zu Schaden; so könnte wohl auch ein Bruder, mit dem man umgeht, und ihn nicht zu behandeln weiß, uns leicht zum Nachtheil gereichen. — Und wie sollte ich denn, versetzte Chärekrates, meinen Bruder nicht zu behandeln wissen! weiß ich doch dem gute Worte zu geben, der mir gute Worte giebt, und dem hinwieder zu dienen, der mir dient. Aber freylich, wer mich mit Worten und Thaten stets zu kränken sucht, dem kann ich weder gute Worte geben, noch ihm Gefälligkeiten erzeigen. Ich werde auch nicht einmal den Versuch wagen, es zu können. — Seltsam genug, erwiederte Sokrates. Gesetzt, du hättest einen Schäferhund, der den Hirten liebkoste, und, so bald er dich erblickte, knurrte, so würdest du, statt böse zu werden, ihm gütlich thun, um ihn kirre zu machen. Nun gestehst du selber, daß ein Bruder, wenn er ist, wie er seyn soll, ein großes Gut sey; weißt, wie du selbst sagst, wohl zu thun und gute Worte zu geben; und du wolltest dir keine Mühe geben deinen Bruder so zu machen, wie du ihn gerne haben möchtest? — O ich fürchte sehr, lieber Sokrates! meine Kunst geht nicht so weit, um aus dem Chärephon für mich einen Bruder zu machen, wie er seyn sollte. — Wahrhaftig, sprach Sokrates, dazu bedarf es, meines Ermessens, keiner weither gesuchten, ausserordentlichen Künste. Diejenigen, welche du bereits verstehst, reichen schon hin

ihn so einzunehmen, daß er dich von Herzen lieb gewinnen wird. — Ey nun, wenn du mir ein solches Zaubermittel, um Liebe einzuflößen, abgemerkt hast, welches ich besitze, ohne es zu wissen, so sag es doch, je eher je lieber.

Sage mir doch, sprach Sokrates, was würdest du thun, um einen deiner Bekannten geneigt zu machen, dich zu einem Opfermahl einzuladen! — Ganz natürlich würde ich meinerseits den Anfang machen, ihn zu einem Opfermahle einzuladen. — Und was würdest du thun, um bey einer bevorstehenden Reise einen deiner Freunde dahin zu vermögen, daß er während deiner Abwesenheit deine Angelegenheiten besorgte? — Ganz natürlich würde ich die seinigen in dem nämlichen Falle zuerst besorgen. — Und was würdest du thun, wenn du von einem Fremden, auf den Fall, daß du in seine Heimath kämest, gern als Gastfreund aufgenommen seyn wolltest? — Es versteht sich, daß ich ihn zuerst aufnehmen würde, wenn er einmal nach Athen käme, so wie es sich ebenfalls versteht, daß, um ihn geneigt zu machen, mir in den Geschäften, welche mich zu ihm hinführten, an die Hand zu gehen, ich ihm zuerst den nämlichen Dienst leisten müßte. — Nun so kennst du ja alle Zaubermittel um die Menschen zu gewinnen, und machst dir selbst daraus ein Geheimniß. Gehst du etwa darum ungern daran den Anfang zu machen, weil du es für eine Schande hältest deinem Bruder mit Gefälligkeit entgegen zu

kommen? Allein wie sehr wird nicht ein Mann gelobt, welcher den Freunden im Wohlthun, so wie den Feinden in Ausübung der Feindseligkeiten vorzukommen weiß! Wenn ich übrigens den Chärephon nach seinem Charakter mehr dazu geneigt fände, so würde ich ihn zu bereden suchen zu der Aussöhnung den ersten Schritt zu thun; allein du scheinst mir eher der Mann, um sie durch ein zuvorkommendes Betragen zu Stande zu bringen.

Was du sagst, lieber Sokrates, erwiederte Chärekrates, daß ich als der jüngere meinem Bruder vorangehen soll, klingt ein wenig seltsam, und ist mir zumal von dir unerwartet. Im Gegentheil ist es ja überall eingeführt, daß der Aeltere im Thun und Reden den Vorrang hat. — Und wie, sagte Sokrates, ist es denn nicht allenthalben Sitte, daß der Jüngere dem Aeltern aus dem Wege ausweicht? daß er, um ihn zu begrüßen, von seinem Sitze aufsteht? daß er ihm den bequemeren Platz einräumt? daß er ihm in der Unterredung das Wort läßt? Säume ja nicht, mein Lieber, den Mann zu gewinnen. Ich bin es überzeugt, daß du ein offnes Ohr finden wirst. Du weißt ja, wie edel er denkt und fühlt. Gemeine Seelen werden am leichtesten durch Geschenke erkauft; aber Menschen von edler Denkensart lassen sich am sichersten durch ein humanes Betragen gewinnen. — Aber wenn ich nun dieses alles thue, erwiederte Chärekrates, und es würde dadurch um nichts besser? —

Nun was ist's denn weiter, sprach Sokrates, als daß jedermann sieht, du seyest ein gutmüthiger, brüderlich gesinnter Mann, und er ein verächtlicher Mensch, den du besser behandelst als er es verdient. Allein ich müßte sehr irren, oder es kömmt ganz anders. Denn wenn er sich von dir zu einem solchen Wettkampf aufgefordert sieht, so wird er ohne Zweifel alles thun, um dir durch Reden und Handlungen den Preis abzugewinnen. So wie ihr jezt mit einander steht, kommt ihr mir nicht anders vor, als wenn die beyden Hände, welche die Gottheit absichtlich dazu schuf, um einander behilflich zu seyn, statt dessen alles mögliche thäten um einander zu hindern, oder als wenn die beyden Füsse, welche nach ihrer Bestimmung zu Einem Zwecke wirken sollen, statt dessen einer dem andern sich unterschlüge. Ist es nicht höchst ungeschickt und ein jammerhafter Anblick, wenn das, was zum Nutzen geschaffen ist, zum Schaden gebraucht wird? Nun hat doch Gott wohl ein Bruderpaar zu größern und ausgedehnteren Hilfleistungen geschaffen, als ein Paar Hände oder Füsse, oder Augen, oder was sonst noch am menschlichen Körper brüderlich gepaart ist. Die Hände, zum Beyspiel, können unmöglich sich auf einmal mit Dingen beschäftigen, welche über eine Klafter weit aus einander liegeu. Die Füsse können so gar nicht auf einmal eine Klafter weit schreiten. Und ein Paar Augen, welches noch so weit in die Ferne reicht, kann unmöglich das, was selbst in ei-

nem nähern Raum vor und hinter ihnen liegt, auf einmal sehen. Wohlwollende Brüder hingegen hindert keine Entfernung das, was ihnen gegenseitig nützlich ist, gemeinschaftlich zu wirken.

IV.

Einst hörte ich ihn einige Bemerkungen über die Freundschaft machen, welche, meines Erachtens, so wohl in Rücksicht der Erwerbung als der Behandlung der Freunde ungemein belehrend waren. Dieses, sagte er, sey beynahe die allgemeine Sprache, daß ein zuverlässiger und rechtschaffner Freund das größte aller Güter wäre; und gleichwohl sehe er, daß bald jedermann um alles andre sich eher bewerbe, als um Freunde. Man seye äusserst bemüht Häuser, Aecker, Sklaven, Heerden und allerley Geräthe sich anzuschaffen, und, was man davon besitze, in gutem Stande zu erhalten. Hingegen sehe er selten jemand der sich darum bekümmerte, Freunde, welche man doch für das größte Gut erkläre, sich zu erwerben, oder deren, welche er allenfalls hat, sich zu versichern. Er kenne Leute, welche für einen kranken Sklaven nach dem Arzt schicken, und alles mögliche für seine Genesung thun; um einen kranken Freund hingegen bekümmern sie sich wenig. Wenn der Sklave sterbe, so jammern sie, als über einen wichtigen Verlust; durch den Tod des Freundes hingegen glauben sie nichts einzubüssen.

Ueberhaupt lasse man es bey allem, was man sonst besitze, an der nöthigen Wartung und Aufsicht nimmer fehlen, hilfsbedürftige Freunde hingegen werden vernachlässiget. Endlich habe er auch bemerkt, daß die meisten Menschen die ganze Menge ihrer Habseligkeiten, wenn sie auch noch so groß wäre, dennoch sehr gut kennten; die Zahl ihrer Freunde wüßten sie so wenig anzugeben, daß sie, wenn sie dieselben nahmhaft machen sollten, manchen, dessen sie bereits erwähnt hätten, wieder zurücknähmen. So viel machen sie sich aus Freunden! Und gleichwohl, so sprach er, nenne man mir ein Gut, welches, in Vergleichung mit einem wahren Freunde, diesem nicht weit nachstühnde! Welches Pferd, welches Gespann von Stieren leistet uns die Dienste, dir ein wackrer Freund uns leistet! Welcher Sklave meint es mit uns so gut, und hält so treu bey uns aus! Welches Eigenthum ist überhaupt von so wichtigem Nutzen! Ein treuer Freund ergänzt dem Freund jede Lücke, so wohl bey seinen besondern Angelegenheiten, als auch im Verkehr mit andern. Soll jemand unterstützt werden, so bietet er dazu seine Hand; schreckt uns eine Gefahr, so eilt er zu Hilfe; er dient uns mit Geld und Kräften, hilft uns andre bald bereden, bald zwingen; er erfreut uns im Wohlstand, und richtet uns im Unglück auf. Was immer die Hände durch Thätigkeit, die Augen durch Sehen, die Ohren durch Hören, die Füsse durch Gehen auszurichten vermögen, an dem allem läßt ein

wohlthätiger Freund uns nichts ermangeln. Sogar vieles, was mancher für sich selbst weder übernehmen noch sehen, noch hören, und mancher Gang, den er für sich selbst nicht thun würde, alles das leistet der Freund oft dem Freunde. Wie ist es denn möglich, daß man die Bäume um der Früchte willen warten und pflegen kann, dasjenige Gut aber, welches Freund heißt, und an allen Arten der Früchte so ergiebig ist, insgemein so nachlässig und sorglos behandelt!

V.

Ein andermal hielt er über den nämlichen Gegenstand eine Unterredung, wodurch sich die Zuhörer, in Rücksicht des Werthes, den jeder für seine Freunde haben könnte, zu einer Selbstprüfung aufgefordert sahen. — Da er nämlich wußte, daß einer seiner Gesellschafter einen Freund, um seiner Dürftigkeit willen, vernachlässigte, so legte er dem Antistenes, in Beyseyn des erstern und noch mancher andern, folgende Frage vor: Sage mir, lieber Antistenes, lassen sich die Freunde auch so werthen, wie die Sklaven? Es giebt Sklaven die man auf zwey Minen, andre, die man auf eine halbe Mine, noch andre, die man auf fünf Minen, und einige, die man bis auf zehn Minen schätzt. Nikeas, des Nikeratos Sohn, soll für den Aufseher seiner Silbergruben so gar ein

Talent bezahlt haben. Ich möchte also wissen, ob sich die Freunde auch so wie die Sklaven schätzen lassen. Ey warum denn nicht? sagte Antistenes. Manchen würde ich als Freund höher schätzen als zwey Minen, andre nicht eine halbe Mine, andre mehr als zehn Minen, und die Freundschaft eines andern würde ich gerne vor allem Hab und Gut erkaufen. Nun, wenn dem so ist, erwiederte Sokrates, so würde es manchem nicht übel stehen, wenn er sich selbst prüfte, wie viel er seinen Freunden werth sey, und sich bestrebte ihnen, so viel als möglich, werth zu seyn, damit sie ihn desto weniger preisgäben. Denn ich höre bald diesen klagen, daß sein Freund ihn preisgegeben, bald jenen, daß jemand, den er für seinen Freund hielt, ihn einer Mine aufgeopfert habe. Und dergleichen Beyspiele lassen mich vermuthen, daß man leicht in Versuchung gerathen könne, einen schlechten Freund preiszugeben, wenn man mehr bekommen kann, als er werth ist, so wie man einen schlechten Sklaven bald um jeden Preis verkauft. Schätzenswerthe Freunde hingegen werden, so viel ich bemerken kann, so wenig preisgegeben, als taugliche Sklaven verkauft.

VI.

Nicht minder belehrend schien mir eine andre Unterredung, worin er zeigte, wie der Werth eines

Mannes geprüft werden müßte, bevor man sich um seine Freundschaft bewürbe. Sage mir Kritobulos, sprach er, wenn wir eines wackern Freundes bedürften, wie müßten wir es anfangen, um jemanden in dieser Rücksicht zu prüfen? Nicht wahr, es käme vor allem aus in die Frage, ob einer im Stande sey im Essen und Trinken, und im Genusse sinnlicher Vergnügen sich zu mässigen, und den Schlaf so wohl als den Hang zur Gemächlichkeit zu überwinden? Denn wer in allen diesen Rücksichten nicht Herr über sich selbst ist, der wird weder sich selbst noch seinen Freunden das leisten können, was er soll. — Nein wahrhaftig nicht, sprach Kritobulos. — Also werden wir auf die Freundschaft eines solchen Menschen Verzicht leisten müssen? — Allerdings. — Und wenn einer gern Aufwand macht, ohne ihn aus dem Seinigen bestreiten zu können, und daher stets fremder Hilfe bedarf, was er borgt nicht zurückgeben kann, und mißvergnügt ist, wenn man ihm nicht auf Borg geben will, ist der nicht auch ein lästiger Freund? — Freylich ist er das. — Also auch vor einem solchen müssen wir uns hüten? — Ohne allen Zweifel. — Und wenn einer zwar im Stande ist viel zu erwerben, aber dabey habsüchtig ist, und daher jeden Beytrag für Freunde sich reuen läßt, gerne von andern nimmt, aber niemandem gerne giebt? — O diesen halte ich noch für unerträglicher als jenen. — Und wenn einer, aus Begierde sich zu bereichern, sich einzig und allein

darum bekümmert, woher etwas zu gewinnen sey? — Auch vor diesem müssen wir uns hüten, denn seine Freundschaft kann uns keinen Vortheil gewähren. — Und wenn einer ein unruhiger Kopf ist, der seine Freunde in mancherley Feindschaften verwickeln könnte? — O wahrhaftig, auch den müssen wir geflissen meiden. — Und gesetzt, es wäre einer von allen diesen Fehlern frey, liesse sich aber gerne von seinen Freunden dienen, ohne daran zu denken ihnen hinwieder gefällig zu seyn? — Auch mit dessen Freundschafe würde uns nicht gedient seyn. Allein, lieber Sokrates! wie muß denn der Mann beschaffen seyn, um dessen Freundschaft wir uns bemühen sollen? — Ich denke, er wird gerade das Gegentheil von diesem allem seyn müssen; ein Mann, der in Rücksicht der sinnlichen Vergnügen seiner selbst Meister ist, ein gutmüthiger Mann, der seine Freunde gern unterstützt, und voll Ehrgefühl, um denen, welche ihm Gutes erweisen, nichts schuldig zu bleiben, so daß er in der That seinen Freunden nützlich ist. Allein wie können wir nun, lieber Sokrates! einen Mann in allen diesen Rücksichten prüfen, bevor wir uns mit ihm einlassen? — Einem Bilbhauer, sprach Sokrates, trauen wir nicht auf sein bloßes Wort hin, sondern wenn wir wissen, daß die Statuen, welche er bis dahin verfertigt hat, gut gearbeitet sind, so verlassen wir uns darauf, daß er auch andre gut machen werde. — Du willst sagen, daß von einem Manne, welcher seinen bisherigen

Freunden nützlich gewesen ist, sich erwarten lasse, daß er es auch den künftigen seyn werde? — Freylich. Von wem ich weiß, daß er bis dahin mit Pferden gut umzugehen wußte, von dem weiß ich auch, daß er noch ferner mit andern gut umzugehen wissen werde. — Nun gut. Aber wenn wir nun wissen, daß jemand unsrer Freundschaft werth ist, wie fangen wir es denn an, um ihn zu gewinnen? — Vor allem aus müssen wir uns bey den Göttern Raths erholen, ob seine Freundschaft uns zuträglich sey. — Und wenn die Götter unsre Wahl nicht mißbilligen, kannst du mir dann sagen, wie wir seiner habhaft werden können? — Wahrlich nicht durch Schnelligkeit der Füsse, wie der Haase, noch durch List, wie die Vögel sich fangen lassen; auch nicht durch Gewalt, wie man sich der Feinde bemächtigt. Jemanden wider Willen zur Freundschaft zu nöthigen, geht schwerlich an. Wir können ihn ja nicht fesseln, wie einen Sklaven. Eine solche Behandlung würde ihn wohl eher zum Feind als zum Freund machen. — Wie kann man ihn denn aber zum Freund machen? — Es soll gewisse Zauberformeln geben, wodurch der, welcher sie weiß, sich jeden, über den er sie ausspricht, zum Freund machen kann; so wie gewisse Zaubermittel, wodurch der, welcher sie weiß, jedem, gegen den er sie gebraucht, Liebe einflößen kann. — Und wo können wir diese lernen? — Du kennst den Zaubergesang, welchen die Sirenen

dem Odisseus zusangen, aus dem Homer. Er beginnt ohngefähr so:

Komm o komm gepriesener Odisseus, du Stolz der Achäer!

— Und fesselten denn, sprach Kritobulos, die Sirenen auch andre mit diesem Gesange so, daß, wer ihn hörte, nimmer von ihnen wegkam? — Nicht jedermann. Sie sangen nur denen so zu, welche, von einem edeln Ehrgeiz angefeuert, sich durch Verdienste auszeichneten. — Ich glaube dich zu verstehen. Du willst sagen, der Gesang, womit man bezaubern will, müsse von solchem Inhalt seyn, daß der, welcher ihn hört, nicht glauben könne, man wolle seiner spotten, sonst würde man sich die Leute eher zu Feinden machen, und sie von sich wegscheuchen, wenn, zum Beyspiel jemand, der weiß, daß er klein und häßlich und schwach sey, sich als schön und groß und stark gepriesen hörte. Allein kennst du noch andre Arten von solchen Zaubergesängen? — Das nün nicht. Aber ich habe mir sagen lassen, Perikles hätte eine Menge solcher gewußt, welche er der Stadt vorgesungen, und sie dadurch in sich verliebt gemacht habe.

Und durch welche Mittel gewann denn Themistokles die Liebe seiner Mitbürger? — Wahrhaftig nicht durch Zaubergesänge. Er wußte sie durch Wohlthaten zu bezaubern. — Du willst wohl damit sagen, um einen wackern Mann zum Freunde zu gewinnen, müssen wir uns bestreben rechtschafne und wackre Männer

zu seyn. — Und könntest du denn glauben, sprach Sokrates, daß ein schlechter Mensch einen wackern Mann zum Freund gewinnen könne? — Hab' ich doch, erwiederte Kritobulos, schlechte Volksredner gekannt, welche mit guten in Freundschaft, und ungeschickte Feldherren, welche mit den größten in vertraulichem Umgange lebten. — Hast du aber auch Leute ohne Werth und Verdienste gekannt, welche sich Männer von Verdienste zu Freunden machen konnten? Denn davon ist jezt eigentlich die Rede. — Nein, das nun wahrhaftig nicht. Allein, wenn es unmöglich ist, daß ein schlechter Mensch einen rechtschafnen und edeln sich zum Freunde machen könne, so wird mir schon dafür ein wenig bange, ob es sogar dem guten und edeln so leicht seyn möchte, jemanden seines Gleichen zum Freunde zu gewinnen. — Sollte dich etwa das ein wenig irre machen, guter Kritobulos! daß nicht selten Männer von edler Denkens- und Handlungsart, welche sich nie eine unedle That erlaubten, statt Freunde zu seyn, miteinander in Uneinigkeit leben, und sich noch weniger vertragen, als die schlechten? — Ganz richtig, sprach Kritobulos. Und nicht nur thun dieß einzelne Personen; auch Staaten, welche genau auf Recht und Ehre halten, und nichts niedriges an sich kommen lassen, sind gleichwohl sehr oft gegen einander feindselig gesinnt. Wenn ich nun dieses bedenke, so möchte ich beynahe auf die Möglichkeit, Freunde zu finden, Verzicht leisten. Denn ich sehe,

daß schlechtgesinnte Menschen unmöglich Freunde seyn können. Wie sollten wohl undankbare, selbstsüchtige, geitzige, treulose, ausschweifende Menschen sich lieben können! Folglich müssen schlechtgesinnte Leute ganz natürlich viel eher Feinde als Freunde seyn. Aber auch mit den beßten Menschen können schlechte, wie du ganz richtig sagst, niemals harmonieren. Denn wie sollte der, welcher Böses thut, ein Freund von demjenigen seyn können, welcher das Böse haßt? Wenn nun noch so gar tugendhafte Männer um ihres politischen Einflußes willen sich entzweyen, wenn sie einander beneider und hassen, wo muß man denn diejenigen suchen, welche Freunde seyn können, und bey welchen Wohwollen und Treue Statt findet.

Leiber Kritobus! erwiederte Sokrates, was diese Sache betrift, so durchkreuzen sich die Empfindungen auf eine ganz andre Weise. Von der einen Seite hat der Mensch einen natürlichen Hang zur Freundschaft. Einer bedarf des andern; man fühlt sich zum Mitleiden geneigt; man leistet sich thätige Hilfe, und die Wahrnehmung dessen erregt das Gefühl der Dankbarkeit. Auf der andern Seite liegt in der Natur des Menschen auch etwas Feindseliges. Man findet eben dieselben Gegenstände schön und angenehm, und geräth darüber in Streit; man ist in den Ansichten und Meinungen getheilt, und entzweyt sich. Streit und Zorn stiften Feindschaft. Auch die Habsucht verträgt sich nicht mit wohlwollenden Gesinnungen, und Neid

gebiehrt Haß. Gleichwohl findet sich die Freundschaft durch alle diese Hindernisse hindurch, und knüpft zwischen edeln und rechtschaffnen Menschen ein festes Band. Denn aus Liebe zur Tugend wollen sie lieber mit Frieden nicht mehr als sie bedürfen, als mit Unfrieden noch so viel besitzen. Es kostet sie wenig selbst zu hungern und zu dursten, um andre zu speisen und zu tränken; auch in der Liebe wissen sie sich zu mässigen, um nicht andre unverdienter Weise zu kränken.

VII.

Seine Freunde wußte Sokrates aus mancher Verlegenheit heraus zu ziehen. War es Mangel an Einsichten, warum sie sich nicht zu helfen wußten, so diente er ihnen mit gutem Rathe; und war es Dürftigkeit, so wies er sie an, einander nach Kräften gegenseitig zu unterstützen. Was mir von dieser Seite bekannt ist, das will ich mittheilen.

Er bemerkte einst, daß Aristarchos sehr bekümmert aussah. Lieber Aristarchos! sprach er, dich scheint etwas zu drücken; und was uns drückt, das müssen wir unsern Freunden mittheilen. Vielleicht können sie dir deine Bürde erleichtern. Ja wohl, lieber Sokrates, erwiederte Aristarchos, befinde ich mich in einer großen Verlegenheit. Dann seitdem der hiesige Aufstand eine Menge von Bürgern genöthigt hat im Piräus ihre Sicherheit zu suchen, haben sich meine

verlassenen Schwestern und Geschwisterkinder in einer solchen Anzahl zu mir geflüchtet, daß in meinem Hause sich nicht weniger als vierzehn Personen befinden, die Sklaven nicht mitgerechnet. Die Güter bringen uns nichts ein, denn diese hat die Gegenparthey in Beschlag genommen; die Häuser auch nichts, weil fast niemand in der Stadt ist. Meubeln will niemand kaufen, und Geld auf Borg findet man nirgends; eher würde man es, glaube ich, noch auf der Straße finden. Nun ist es freylich hart, lieber Sokrates! seine Verwandten verschmachten zu lassen; aber ihrer so viele in den jetzigen Umständen zu ernähren, ist durchaus unmöglich. — Nachdem Sokrates ihn angehört hatte, sagte er: Wie mag es denn wohl immer zugehen, daß Ceramon, der eine Menge Menschen zu ernähren hat, nicht nur für sich und sie alle die nothwendigen Bedürfnisse bestreiten, sondern noch so viel zurücklegen kann, daß er reich wird, und daß du in dem nämlichen Falle besorgen mußt, aus Mangel an dem Nöthigen, mit den Deinigen allen zu verhungern? — Ja, sagte Aristarchos, das macht, er hat Sklaven, ich hingegen freygebohrne Menschen zu ernähren. — Und welche hältst du denn für tauglichere Menschen, deine Freygebohrnen, oder des Ceramon Sklaven? — Ganz natürlich meine Freygebohrnen. — Und ist es denn nicht eine Schande, daß er mit den schlechtern reich werden kann, und du mit den tauglichern dir nicht zu helfen weißt? —

Ey nun, er hat Handwerker zu versorgen, ich Leute von von guter Erziehung.

Sind denn nicht, sprach Sokrates, Künstler und Handwerker Leute, welche etwas brauchbares zu verfertigen wissen? — Allerdings. — Und Gerstengraupen sind, zum Beyspiel, etwas brauchbares? — Freylich. — Und Brod auch? — Unstreitig. — Und Kleidungsstücke für beyderley Geschlechter; zum Exempel, Unterkleider, Oberkleider, Brusttücher? — Unstreitig alles brauchbare Sachen. — Nun denn! wissen deine Leute von allem dem nichts zu verfertigen? — Doch! ich sollte denken, sie können das alles. — Aber weißt du denn nicht, daß Nausicydes von einem einzigen dieser Zweige, nämlich von der Zubereitung der Gerstengraupen, nicht nur sich und sein Gesinde nährt, sondern auch Heerden von Schweinen und Rindern füttert, und dabey noch so viel zurücklegt, daß er im Stande ist dem Staat ausserordentliche Beyträge zu liefern? daß Ciribos von der Brodbeckerey sein ganzes Haus versorgt, und auf einen sehr guten Fuß lebt? und so Demeas von Colyttos von Verfertigung der Oberkleider, Menon von Ueberröcken, und eine Menge Megarenser von Brusttüchern? — Das glaube ich. Die haben gekaufte Barbaren, welche sie zum Arbeiten anhalten können. Da läßt sich's gut machen. Meine Leute hingegen sind Freygebohrne und Verwandte. — Du meinst also, weil sie freygebohrne Leute und deine Verwandten sind,

so schicke es sich für sie nicht, etwas anders zu thun, als zu essen und zu schlafen? Oder dünkt dich, daß andre Freygebohrne, welche es so machen, besser daran seyen, und ein glücklicheres Loos haben als diejenigen, welche ein nützliches Geschäft verstehen und es treiben? Oder findest du, daß Trägheit und Fahrlässigkeit in Erlernung und Aufbewahrung nöthiger Kenntnisse, zur Befestigung der Gesundheit und Stärke, zur Anschaffung und Sicherstellung der Lebensbedürfnisse zuträglich seyen, und daß hingegen Arbeitsamkeit und Betriebsamkeit zu nichts nützen? Und haben sie denn das, was sie, nach deiner Aussage, können, in der Meinung gelernt, daß es für das Leben keinen Nutzen habe, und mit dem Vorsatz, nie davon Gebrauch zu machen; oder nahmen sie sich vor, sich damit zu beschäftigen, und erwarteten davon einen sichern Vortheil? Wer wird endlich eher an eine sittsame und ordentliche Lebensart gewöhnt, der Träge, oder der, welcher sich mit etwas nützlichem beschäftigt? Wer eher die Pflichten der Gerechtigkeit erfüllen, der Arbeitsame oder der Müssiggänger, welcher sich ängstlich nach den Bedürfnissen des Lebens umsehen muß, und darum verlegen ist, woher er sich die nöthigen Bedürfnisse herbeyschaffen soll?

So wie die Sachen nun stehen, kannst du, wie ich denke, eben so wenig ihnen gut seyn, als sie dir. Du ihnen nicht, weil du denken mußt, daß sie dir Ko-

sten verursachen; sie dir nicht, weil sie es fühlen, daß sie dir zur Last sind. Daher steht zu besorgen, daß ihr euch gegenseitig noch mehr entfernet, und daß die Erkenntlichkeit für ehemals geleistete Dienste sich verringern werde. Wenn du sie hingegen in Thätigkeit setzest, so wirst du sie lieb gewinnen, weil du siehest, daß sie dir Nutzen schaffen, und sie werden dich hinwieder lieben, weil sie merken, daß du Freude von ihnen habest. Man wird sich der vorigen Wohlthaten mit Vergnügen erinnern; die Empfindung des Dankes wird noch lebhafter, und damit zugleich euer Verhältniß freundschaftlicher und, so zu sagen, häuslicher werden. Wenn sie sich mit einem niedrigen Gewerb abgeben müßten, so wäre es freylich besser für sie, nicht zu leben. Aber sie besitzen ja, nach deiner Aussage, sehr rühmliche Geschicklichkeiten, die ihrem Geschlechte vorzüglich anstehen. Und was sie können, das wissen sie alle leicht und behende, und mit guter Art, und so zu thun, daß es ihnen selbst Freude macht. Laß es also nicht anstehen, sie zu einer Beschäftigung aufzufordern, welche dir so wohl als ihnen selbst nützlich ist. Du darfst nicht zweifeln, daß sie dir willig entsprechen werden. — In der That, sprach Aristarchos, was du da sagst, lieber Sokrates! das gefällt mir sehr wohl. Bis dahin wagte ich es nicht Geld aufzunehmen, weil ich wußte, daß ich es aufbrauchen würde, ohne es jemals wieder zurückgeben zu können. Nun aber habe ich Lust es zu thun, um

Hand ans Werk legen zu können. Sogleich wurde das nöthige veranstaltet und angekauft. Man frühstückte unter der Arbeit, und erst nach Vollendung derselben hielt man Mahlzeit. Die vorher finstern Minen erheiterten sich bald. Man warf sich keine Seitenblicke mehr zu, sondern sah einander fröhlich ins Gesicht. Sie liebten ihn als ihren Versorger; er sie als nützliche Hausgenossen. Einst kam Aristarchos voll Freuden zum Sokrates, um ihm das alles zu erzählen. Aber, setzte er hinzu, sie werfen mir immer vor, ich sey der einzige im Hause, welcher esse ohne zu arbeiten. Ey, sprach Sokrates, so erzählt ihnen denn die Fabeln vom Hund: — „Als die Thiere noch „reden konnten, so heißt es, da sprach das Schaaf „zum Hirten: Seltsam! wir geben dir Wolle, Läm„mer und Käse, und uns giebst du nichts, als was „wir auf der Trift finden. Dem Hunde hingegen, „von welchem du dergleichen nichts hast, theilest du „von deiner eignen Speise mit. Und zwar mit Recht, „sagte der Hund, welcher das hörte. Denn ich bin's „ja auch, der euch schützet, daß euch weder Diebe „stehlen, noch Wölfe rauben. Wenn ich euch nicht „bewachte, so könntet ihr wegen stäter Todesfurcht „nicht einmal weiden. Auf dieses hin, sagt man, „liessen die Schaafe dem Hunde das Vorrecht unbe„stritten.“ So sage nun deinen Verwandten, du seyest gleich dem Hunde in der Fabel ihr Hüter und Beschützer. Dir haben sie es zu danken, daß sie von

niemandem gekränkt, sicher und froh bey ihrer Arbeit leben können.

VIII.

Ein andermal begegnete er einem alten Freunde, den er seit langem nicht mehr gesehen hatte. — Ey woher denn, sprach er, diese unerwartete Erscheinung? — Seit Beendigung des Krieges, sprach Eutheros, komme ich vom Auslande, und gerade jezt aus der Stadt. Da die auswärtigen Besitzungen uns entrissen sind, und mein Vater mir in Attika keine Güter hinterlassen hat, so seh ich mich seit meiner Heimkunft nun genöthigt, mich mit Handarbeit durchzubringen. Dieß scheint mir doch immer besser, als von andern abzuhangen, zumal da ich nichts habe, worauf ich borgen könnte. — Und wie lange meinst du, daß deine Kräfte ausreichen werden, um dir das Nöthige zu verdienen? — Lange, wahrhaftig eben nicht. — Gleichwohl wirst du im Alter auch Geld nöthig haben; und deine Handarbeit wird niemand bezahlen wollen? — Das ist wohl wahr. Und wäre es denn nicht besser, wenn du gleich jezt ein Geschäft unternähmest, wobey du auch im Alter dein Auskommen fändest? Ich meine du könntest dich doch an einen begüterten Mann wenden, der eines Gehilfen zur Verwaltung seiner Güter, zur Aufsicht über die Arbeiter, zur Einsammlung der Früchte, und zur Besorgung

seines Vermögens bedürfte? Du würdest ihm Dienste leisten, welche dir hinwieder von ihm belohnt würden. — Es würde mich sauer ankommen, lieber Sokrates, Knechtesdienste zu thun. — Aber was die Vorsteher der Staaten thun, welche die öffentlichen Güter verwalten, das wird ja auch nicht für Knechtesdienst, sondern im Gegentheil für eine der edelsten Beschäftigungen gehalten. — Es steht mir überhaupt nicht an, lieber Sokrates, mich von jemandem meistern zu lassen. — Gleichwohl, lieber Eutheros, wirst du nicht leicht ein Geschäft finden, wobey du dem Tadel nicht ausgesetzt wärest. Thue, was du willst, du wirst es schwerlich fehlerlos machen; und gesetzt auch, du könntest es, so wirst du allzu oft auf einen unverständigen Beurtheiler stoßen. Auch bey deinem jetzigen Geschäfte sollte michs wundern, wenn du immer ohne Tadel durchkämest. Am beßten also, du meidest tadelsüchtige Menschen, und hältst dich an billige Beurtheiler; du übernimmst nur solche Geschäfte, denen du gewachsen bist, und lehnest alle andern von dir ab. Und was du thust, das thust du so gut als möglich, und mit dem beßten Vorsatze. So wirst du, wie ich denke, dem Tadel am leichtesten entgehen, in jeder Verlegenheit die nöthige Unterstützung finden, ein bequemes und kummerfreyes Leben führen, und endlich im Alter vor Mangel geschützt seyn.

IX.

Ich erinnere mich auch einer Unterredung, welche er einst mit dem Criton hielt, als dieser ihm klagte, wie sehr einem Manne, welcher im Stillen seinen Geschäften nachzugehen wünschte, das Leben in Athen verbittert wurde. Da ziehen mich, sagte er, so eben gewisse Leute vor Gericht, nicht daß ich ihnen etwas zu Leide gethan hätte, sondern weil sie darauf rechnen, ich werde mich lieber mit ihnen durch Geld abfinden, als einen Prozeß führen wollen. — Sage mir, lieber Criton, sprach Sokrates, hältst du nicht Hunde, um deine Schaafe vor den Wölfen zu sichern? — Ja wohl, antwortete Criton. Ich finde mehr Vortheil dabey, als wenn ich sie nicht hielte. — Und wolltest du dir nicht auch einen Mann halten, dem es an Lust und Geschicklichkeit nicht fehlte, dich vor solchen Menschen sicher zu stellen, welche dich zu kränken suchen? — Sehr gerne, antwortete Criton, wenn ich nur nicht besorgte, er möchte sich an mich selbst machen. — Aber begreifst du denn nicht, daß es weit angenehmer seyn muß, von einem Manne, wie du bist, dadurch seinen Vortheil zu ziehen, daß man ihm angenehme Dienste leiste, als daß man ihn sich zum Feind mache? Du kannst versichert seyn, daß es hier Leute giebt, denen recht sehr damit gedient wäre, dich zum Freunde zu haben.

Dadurch wurden sie veranlasset sich an den Archedemos zu wenden, der ein treflicher Redner und Geschäftsmann, und dabey arm war. Denn er verkaufte nicht jedem seine Dienste, sondern liebte rechtschaffene Leute, und besaß Talente genug, um den Sykophanten etwas abzunöthigen. So oft nun Criton Getraide oder Oel, oder Wein, oder Wolle, oder irgend ein andres Produkt von seinen Gütern einsammelte, so erhielt Archedemos davon seinen Theil. Wenn er opferte, so bat er jenen zu Gaste, und war seiner bey jeder ähnlichen Gelegenheit eingedenk. Archedemos, welcher sich in Critons Haus so gut geborgen sah, gab sich alle Mühe ihm gefällig zu seyn. Er kam sehr bald hinter eine Menge Ungerechtigkeiten, welche die Sykophanten, die dem Criton zusetzten, verübt, und wodurch sie sich viele Feinde gemacht hatten. Gegen einen derselben erhob er eine Anklage, wodurch er zu einer Leibes- oder Geldstrafe verfällt werden sollte. Durch das Bewußtseyn seiner vielen Vergehungen gedrungen wandte dieser alles an, um der Anklage los zu werden. Aber Archedemos ließ nicht eher ab, als bis er von seiner Klage gegen den Criton abstand, und ihn selbst noch mit Geld zufrieden stellte. Nachdem Archedemos in diesem und andern Fällen sich so mit den Sykophanten gemessen hatte, erging es dem Criton, wie einem Hirten, der einen guten Hund hat. Die übrigen Hirten trieben ihre Heerden in der Nähe zu Weide, um die Wach-

samkeit des Hundes auch für diese zu benutzen. Eben so baten den Criton seine Freunde häufig, er möchte auch ihnen den Schutz des Archedemos zu gut werden lassen. Archedemos war dem Criton hierin gern gefällig, und schafte nicht nur ihm, sondern auch seinen Freunden vor den Sykophanten Ruhe. Zuweilen geschah es wohl, daß der eine oder andre von diesen Leuten, aus Groll, ihm den Vorwurf machte, daß er aus niedrigem Eigennutz sich von Criton zu allem gebrauchen lasse. Diesen gab Archedemos folgende Antwort: Welches von beyden heißt denn schlecht gehandelt — wenn ich durch empfangene und geleistete Dienste mir rechtschafne Menschen zu Freunden mache, aber zugleich schlechte Leute für den Kopf stoße? — Oder wenn ich diese jenen vorziehe, und mich mit nichtswürdigen Menschen verbinde, um gute und edle Männer nach Vermögen zu kränken, und mir dadurch zu Feinden zu machen? — Auf diese Weise erwarb sich Archedemos nicht nur eine Stelle unter Critons Freunden, sondern auch die Hochachtung seiner übrigen Freunde.

X.

Noch einer andern Unterredung erinnere ich mich, welche er mit Diodoros folgender Maßen hielt: — Lieber Diodoros! sprach er, wenn dir etwa einer deiner Sklaven entläuft, giebst du dir Mühe, ihn wieder zu

bekommen? — Ja wohl, erwiederte Diodoros; ich setze über dieß noch eine Belohnung, wer mir ihn zurückbringt. — Und wenn einer derselben krank ist, so verpflegst du ihn, und schickst nach den Aerzten, um ihn zu heilen? — Versteht sich. — Gesetzt aber, einer deiner Bekannten, der dir wichtigere Dienste leisten könnte, als ein Sklave, wäre in Gefahr im Elend zu verschmachten, würdest du es nicht für Pflicht halten, dein mögliches zu thun, um ihn zu retten? Nun kennst du den Hermogenes als einen Mann, der für empfangene Wohlthaten nicht unempfindlich ist, und sich schämen würde von dir Nutzen zu ziehen, ohne dir wieder Nutzen zu leisten. Nun aber sollte wohl ein thätiger und wohlwollender Gehilfe, der deine Angelegenheiten mit ausharrender Treu besorgte, und im Stande wäre, nicht nur das anbefohlne zu verrichten, sondern dir auch ohne Auftrag zu nutzen, und in die Zukunft Vorkehrungen und Anstalten zu treffen — ein solcher Mann sollte, denke ich, dir mehr werth seyn, als ein ganzer Haufe von Sklaven. Es ist eine Maxime guter Hauswirthe, Dinge von großem Werth alsdann einzukaufen, wenn man sie am wohlfeilsten haben kann; und gerade jezt ist es ein Zeitpunkt, da brauchbare Freunde am wohlfeilsten zu haben sind. — Was du sagst, lieber Sokrates! das gefällt mir sehr wohl, sprach Diodoros. Sage doch dem Hermogenes, daß er zu mir komme. — Das werde ich wohl bleiben lassen, erwiederte Sokrates.

Denn ich hielt es für eben so anständig zu ihm hinzugehen, als ihn rufen zu lassen, um so mehr, da er bey der Sache nicht mehr gewinnt, als du. — Auf dieses hin ging Diodoros zum Hermogenes, und erwarb sich an ihm, ohne großen Aufwand, einen Freund, der sich's zum Geschäfte machte, durch Rath und That zu desselben Nutzen und Vergnügen wirksam zu seyn.

Drittes Buch.

I.

Wie Sokrates diejenigen, welche nach Würden strebten, dahin zu vermögen wußte, daß sie sich um die dazu nöthigen Eigenschaften bemühten, davon mag folgendes zur Probe dienen.

Da er einst wußte, daß Dionysodoros nach Athen gekommen war, und sich anheischig machte Unterricht in der Kriegswissenschaft zu geben, so hielt er mit einem seiner Bekannten, welcher vom Staat ein Kommando zu erhalten wünschte, folgende Unterredung: Wer dem Staat als Feldherr zu dienen wünscht, mein junger Freund, und die Gelegenheit hat, sich die dazu nöthigen Kenntnisse zu erwerben, für den ist es allerdings eine Schande, sie unbenutzt zu lassen. Gegen einen solchen ist der Staat zu einer öffentlichen Ahndung unstreitig noch mehr berechtigt, als gegen den, welcher sich anheischig machte Bildsäulen zu verfertigen, ohne die Bildhauerkunst gelernt zu haben. Denn da der ganze Staat zu Kriegszeiten dem Feldherrn anvertraut ist, so kann dieser unstreitig viel Gutes stiften, wenn er den Krieg mit Einsicht führt; aber auch viel Böses, wenn er Fehler begeht. Wer sich also

darum nicht bekümmert, die Kriegswissenschaft zu lernen, und gleichwohl darnach strebt, ein Kommando zu erhalten, nicht wahr, der ist allerdings strafwürdig? — Durch diese und ähnliche Vorstellungen überredete Sokrates seinen Freund, den Unterricht des Dionysodoros zu suchen. — Da er ihn nun nach geendigtem Unterricht wieder einmal sah, so empfing er ihn mit dem feinen Scherz, dessen er gewöhnt war. Homeros, meine Freunde! nennt den Feldherrn Agamemnon ehrwürdig; kömmt euch nicht auch dieser Freund hier ehrwürdiger vor, seitdem er die Kriegskunst erlernt hat? Wer das Lautenspiel gelernt hat, der ist ein Lautenspieler; wer die Arzneykunst gelernt hat, ein Arzt, wenn sie auch gleich diese Künste nicht üben; und so ist auch dieser Mann von jezt an ein Feldherr, wenn ihm auch gleich niemand ein Kommando übertragen sollte. Wer aber seine Kunst nicht versteht, der ist so wenig ein Feldherr als ein Arzt, wenn ihn auch gleich alle Welt dazu wählte. Damit wir übrigens, falls etwa der eine oder andre von uns als Oberster oder als Hauptmann unter dir zu stehen käme, von dem Kriegsdienste desto besser unterrichtet seyen, so sage uns doch, womit fing denn dein Lehrer den Unterricht über die Kriegswissenschaft an? — Eben damit, sagte jener, womit er ihn schloß. Er lehrte mich Taktik, und anders nichts. — Gleichwohl, erwiederte Sokrates, ist dieß das wenigste von dem, was ein Feldherr wissen muß. Er muß die nöthigen

Zurüstungen und Anstalten zum Kriege zu treffen, muß für die Bedürfnisse des Heeres zu sorgen wissen, muß erfinderisch, thätig, auf alles aufmerksam, abgehärtet, scharfsinnig, menschenfreundlich so wohl als strenge, so wohl offen als hinterlistig, nicht minder behutsam als schlau, verschwenderisch und räuberisch, freygebig und geitzig seyn, muß sich selbst sicher zu stellen, und die Momente zum Angriff zu benutzen wissen, und noch viele andre, theils natürliche, theils erworbene Eigenschaften und Kenntnisse besitzen, um ein guter Feldherr zu seyn. Gut ist es indessen immer, wenn er auch die Taktik versteht. Denn ein wohlgeordnetes Heer hat vor einem schlechtgeordneten viel zum voraus. Es verhält sich damit gerade so, wie mit einem Gebäude. Steine, Ziegel, Holz und Backsteine unordentlich durch einander geworfen, sind zu nichts nütze. Werden aber die Materialien nach den Regeln der Baukunst so geordnet, daß diejenigen, welche weder der Fäulniß noch der Auflösung ausgesetzt sind, nämlich gebrannte Ziegel und Steine das Fundament und die Dachung ausmachen, Holz und getrocknete Ziegel hingegen in der Mitte angebracht werden, so entsteht eine Wohnung, welche ihren großen Werth hat. — Diese Vergleichung, lieber Sokrates, paßt vollkommen, sagte der Jüngling. Auch im Kriege werden die beßten Krieger im Vorder- und Hintertreffen, die schlechtesten in die Mitte gestellt; so werden diese von den einen vorwärts geführt, von

den andern getrieben. — Hat er dich nun auch die guten von den schlechten Kriegern unterscheiden gelehrt — desto besser! wo nicht, so sehe ich nicht, wozu dir das nützen sollte, was du gelernt hast. Es könnte dir ja auch nichts nützen, wenn dir jemand riethe gute Silbermünzen zu vorderst und zu hinderst, und die schlechten in die Mitte zu legen, wenn er dich nicht zugleich die rechten vor den unrechten unterscheiden lehrte. — In der That, sagte jener, das hat er mich nicht gelehrt. Wir müssen also wohl die guten und schlechten durch uns selbst unterscheiden lernen. — Wie nun, wenn wir ein wenig darüber nachdächten, wie wir es anfangen müssen, um uns hierin nicht zu täuschen? — Sehr gerne, sagte der Jüngling. — Gesetzt also, es wäre irgendwo Geld zu erbeuten, so würde es wohl am gerathensten seyn, die Geldgierigsten vorn zu stellen? — Ich sollte es denken. — Und bey einer gefahrvollen Unternehmung die Ehrbegierigsten? — Allerdings sind es diese, welche gerne etwas wagen, wo Ruhm zu erholen ist; und diese sind nicht schwer zu entdecken; sie zeichnen sich überall aus, und sind also bald gefunden. — Allein, fuhr Sokrates fort, hat er dich bloß die Kunst ein Heer zu ordnen und abzutheilen gelehrt, oder auch wo und wie jedes Corps zu gebrauchen ist? — Dieß letztere nun nicht. — Gleichwohl giebt es so manche Fälle, in welchen man sich in Absicht auf Stellungen und Märsche anders und anders zu benehmen hat. — Nun

wahrhaftig, darüber hat er mich nicht belehrt. — Nun so geh denn gleich wieder hin, um ihn über diese Punkte zu befragen. Wenn er darüber Bescheid weiß, so wird er sich schämen, wenn er anders nicht völlig verschämt hat, für dein Geld dir einen so mangelhaften Unterricht ertheilt zu haben.

II.

Einst begegnete er einem neu erwählten Feldherrn. Warum meinst du wohl, sprach er, daß Homer den Agamemnnon den Hirten der Völker nennt? Wäre es etwa deswegen, weil, so wie der Hirt den Schaafen Sicherheit und Nahrung verschaft, eben so der Feldherr für die Erhaltung und Verpflegung des Heeres sorgen, und dabey trachten muß den Zweck des Feldzuges zu erreichen? Man zieht nämlich zu Felde, um die Feinde zu besiegen, und dadurch seinen eignen Zustand zu verbessern. — Warum ertheilt er ferner, eben dem Agamemnnon, folgendes Lob?

Beydes, ein treflicher König, so wohl als ein tapferer Krieger.

Nennt er ihn vielleicht einen tapfern Krieger, in wie fern er nicht bloß sich selbst tapfer mit dem Feinde schlug, sondern auch sein ganzes Heer dazu ermunterte und anführte? und einen treflichen König, in wie fern er nicht nur seine eigene, sondern auch die Wohlfahrt derjenigen beförderte, welche er beherrschte?

In der That wählt man einen König nicht deswegen, daß er nur für seine Person so gut als möglich sorge, sondern daß er auch diejenigen, welche ihn gewählt haben, glücklich mache; und man führt Krieg, um seinen Wohlstand so fest als möglich zu gründen; und eben deswegen wählt man auch einen Feldherrn, um unter dessen Anführung diesen Zweck zu erreichen. Dazu muß also ein Feldherr denen, die ihn gewählt haben, behilflich seyn. Kaum läßt sich etwas schöneres gedenken, als diese Bestimmung zu erfüllen, so wie kaum etwas schimpflicheres, als sie zu verfehlen. — Auf diese Weise beantwortete Sokrates die Frage, worin das Verdienst eines guten Feldherrn bestehe? Mit Vorbeygehung alles andern schränkte er es völlig darauf ein, das er diejenigen, welche er anführt, glücklich machen müsse.

III.

Auch einer Unterredung erinnre ich mich, welche Sokrates mit einem neuerwählten Anführer der Reuterey hielt. — Wolltest du mir wohl sagen, junger Mann, sprach er, warum du ein Kommando bey der Reuterey gesucht hast? Doch wohl nicht um an der Spitze einer Schwadron reiten zu können? Denn dieser Auszeichnung geniessen ja auch die leichbewafneten Reuter. Sie reiten ja so gar dem Kommandanten voran. — Ganz richtig, sagte jener. — Auch nicht,

um bemerkt zu werden; denn das werden die Zeichenträger auch. — Auch dieß ist wahr, sprach er. — Aber vielleicht um dem Staat zu einer bessern Reuterey zu verhelfen, um mit derselben als Anführer im Fall der Noth ihm wichtige Dienste zu leisten? — Das ist es eben. — Nun wahrhaftig! da wirst du was schönes thun, wenn du das bewirken kannst. Nun begreift das Kommando, nach welchem du gestrebt hast, so wohl Pferde als Reuter? — Ganz richtig. — So sage mir doch, wie du es anfangen willst, um die Pferde in bessern Stand zu setzen? — Was das betrift, sagte jener, so geht mich dieß, wie mich dünkt, nichts an. Jeder Reuter hat für sein eigen Pferd zu sorgen. — Aber, erwiederte Sokrates, wenn sie dir nun Pferde stellen, wovon die einen schwache Hufen oder Schenkel haben, oder sonst nichts taugen; andre so schlecht gefüttert sind, daß sie nicht folgen mögen; andre so wenig zugeritten, daß sie die Reihe nicht halten; andre endlich so unbändig, daß es unmöglich ist, sie im Gliede zu reihen, was willst du denn mit deiner Reuterey anfangen? oder was für nützliche Dienste wirst du dem Staat als Anführer eines so schlechtberittnen Haufens leisten? — Du hast in der That recht, lieber Sokrates! Ich werde also trachten, für die Pferde so gut als möglich zu sorgen.

Und die Reuter? — sprach Sokrates, wirst du nicht trachten auch diese in bessern Stand zu setzen?

— Freylich. — Vor allem wirst du sie also üben, um schnell und gewandt sich auf die Pferde zu schwingen? — Allerdings. So werden sie sich leichter helfen können, wenn sie etwa stürzen. — Und wenn es zum Schlagen kömmt, wirst du denn den Feind auf einen sandigen Boden, wie die Reitbahn ist, bescheiden, oder vielmehr deine Reuter ihre Uebungen in Gegenden von so verschiedner Art anstellen lassen, als die sind, in welchem du die Feinde gewärtigen mußt? — Das letztere ist ohne Zweifel besser. — Vielleicht wirst du es auch nicht unterlassen, sie im Lanzenschiessen zu Pferde ziemlich oft zu üben? — Auch dieß wird nöthig seyn. — Hast du dir auch etwa vorgenommen, den Muth deiner Reuter anzufeuern, und sie gegen den Feind aufzubringen, damit sie desto hitziger fechten? — Und wenn auch nicht, so werde ich es nun gewiß nicht unterlassen. — Und daß sie deinem Kommando willig gehorchen, hast du auch darauf gedacht? Denn wofern dieß nicht ist, so wird dir eine noch so gut berittene und tapfre Reuterey wenig nutzen. — Du hast recht, lieber Sokrates! allein wie wird man sie am leichtesten dazu bringen können? — So weißt du doch, daß die Menschen in jeder Sache am geneigtesten sind, denjenigen zu folgen, welchen sie am meisten Einsicht und Erfahrung zutrauen? In Krankheiten, zum Beyspiel, dem, welchen sie für den beßten Arzt, auf Seereisen dem, welchen sie für den beßten Steuermann, und im Landbau dem, welchen

sie für den beßten Landwirth halten. — Es ist in der That so. — So wird wird man denn, ohne Zweifel, auch bey der Reuterey am willigsten demjenigen folgen, von welchem man glaubt, daß er alles, was dazu gehört, am beßten verstehe. — Wenn sie also sehen, daß ich mich auf dieses alles am beßten verstehe, werden sie dann schon deswegen bereit seyn mir zu folgen? — Du mußt sie freylich auch überzeugen, daß es für sie selbst am rühmlichsten und vortheilhaftesten sey, dir zu folgen. — Und wie werde ich das können? — Gewiß viel leichter, als wenn du sie überzeugen wolltest, daß das Böse besser und zuträgträglicher sey als das Gute.

Du willst sagen, daß ein Anführer der Reuterey, ausser den übrigen Erfordernissen, sich auch in der Kunst gut zu sprechen üben müsse. — Hast du denn etwa geglaubt, daß er seinem Amt vorstehen könne ohne zu sprechen? Weißt du doch, daß die nützlichsten und zum Leben unentbehrlichen Kenntnisse, zu deren Erlernung uns die Gesetze verpflichten, so wie alles übrige, was man sonst schönes lernen kann, durch Sprachen erlernt wird. Ueberdieß ist ja die Sprache das Werkzeug, dessen sich die beßten Meister zum Unterrichte vornehmlich bedienen, und die beßten Kenner der wichtigsten Künste sind auch die, welche am beßten davon sprechen. Aber um auf das vorhergehende zurück zu kommen — du mußt die Bemerkung gemacht haben, daß so oft ein Chor von Sän-

gern und Tänzern von hier aus zum Beyspiel nach Delos gesandt wird, kein andrer aus irgend einer andern Gegend es mit denselben aufnimmt, und daß keine andre Stadt einen Haufen so geschickter und wohlgeübter Leute aufbringen kann, wie die unsrige. — In der That, du hast Recht. — Gleichwohl zeichnen sich die Athenienser von den übrigen Griechen nicht so sehr durch musikalischere Stimmen, oder durch Größe des Körperbaus, und durch Stärke aus, als durch ihre Ehrbegierde. Diese ist's, welche sie zu allem, was schön und lobenswerth ist, anspornt. — Auch dieß ist wahr. — Und glaubst du nun nicht, daß, wenn jemand sich unsrer Reuterey besonders annehmen wollte, sie durch Schönheit der Waffen und Pferde, durch gute Disciplin und Muth im Treffen sich eben so wohl vor allen andern auszeichnen würde, so bald sie überzeugt wäre, daß sie dadurch Lob und Ehre erholen würde? — Daran ist nicht zu zweifeln. — Nun so trachte denn ungesäumt deine Ritter dahin zu vermögen, daß sie dieses thun. Den Genuß davon wirst du selbst, und durch dich auch deine Mitbürger haben. — Ja gewiß, das werde ich thun.

IV.

Einst begegnete er dem Nikomachides, da dieser eben aus einer Wahlversammlung kam. — Sage, lieber Nikomachides, was hat man denn für Feldherren

gewählt? — Sieh einmal, Sokrates! antwortete jener, was die Athenienser für Leute sind! Mich haben sie durchfallen lassen, der ich, seit dem ich im Dienste bin, als Soldat alle Strapazen ausgestanden, und als Hauptmann und Oberster im Gefechte so manche Wunden erhalten habe (bey diesen Worten entblößte er sich, um die Marken seiner Wunden zu zeigen.) Dafür wählen sie den Antistenes, der zu Fuße niemals gedient, und als Reiter sich nie hervorgethan hat, und überhaupt sich auf nichts versteht, als aufs Geldsammeln. —

Nun das ist schon recht, sagte Sokrates, da wird er also im Stande seyn, für die Bedürfnisse des Krieges zu sorgen. — Die Kaufleute, erwiederte Nikomachides, verstehen sich auch aufs Geldsammeln, aber ein Heer anführen können sie deswegen noch nicht. — Aber, fuhr Sokrates fort, Antistenes besitzt auch viel Ehrbegierde, und von dieser weiß ein Feldherr schon Gebrauch zu machen. Du siehst ja, wie die Chore, welche er aufstellt, jedesmal den Preis gewinnen. — Aber wahrhaftig, sprach Nikomachides, einem Chor von Sängern und einer Armee vorzustehen, das sind denn doch zwey ganz verschiedene Dinge. — Ungeachtet Antistenes weder selbst Sänger ist, sprach Sokrates, noch Sänger abzurichten versteht, so war er gleichwohl im Stande, die tauglichsten Subjeckte zu diesem Zwecke aufzufinden. — Nun gut, erwiederte Nichomachides, so wird er wohl auch als Feldherr

Leute finden, welche für ihn die Armee in Schlachtordnung stellen, und Leute, welche für ihn fechten. — In der That, sprach Sokrates, wenn er im Kriege so gut, wie bey der Besorgung der Chöre, die tauglichsten Personen zu finden und zu wählen weiß, so wird er wahrscheinlich auch hier den Sieg davon tragen. Auch wird er wohl für den Preis im Felde, den er mit dem ganzen Staat zu theilen hat, den Aufwand eben so wenig scheuen, als für den Preis der Sänger, den er mit seiner Zunft theilte. — Du willst doch etwa nicht sagen, daß es die Sache eines und eben desselben Mannes sey, einen Chor von Sängern gut zu besorgen, und ein Kriegsheer gut anzuführen? — So viel will ich sagen, daß jemand der, was er auch immer zu besorgen hat, das, was dazu gehört, kennt, und im Stande ist, es herbey zu schaffen, es sicher gut besorgen wird, sey es nun ein Chor oder ein Hauswesen, oder ein Staat, oder eine Armee. —

Wahrhaftig, sprach Nikomachides, das gedacht ich nicht von dir zu hören, lieber Sokrates, daß ein guter Oekonom auch ein guter Feldherr sey. — Nun wohlan, sprach Sokrates, so laß uns einmal sehen, worin die Geschäfte des einen und des andern bestehen, damit sich's zeige, ob sie die nämlichen oder verschieden seyen — Sehr gerne. — Müssen nicht beyde darnach trachten ihre Untergebnen bereitwillig und

folgsam zu machen? — Unstreitig. — Müssen sie nicht jedem auftragen, das zu thun, was gethan seyn muß? — Auch dieß. — Auch kommt es, wie ich denke, beyden zu, die Schlechten zu strafen, und die Guten zu belohnen? — Allerdings. — Und daß sie ihre Untergebnen zu gewinnen suchen, ist das nicht auch beyden zuträglich? — O ja! — Und daß der eine sich nach Bundesgenossen, der andre nach Gehilfen umsehe, ist dieß nicht auch rathsam für beyde? — Ohne allen Zweifel. — Auch geziemt es wohl beyden, daß sie das, was sie haben, zu schützen und sicher zu stellen wissen? — Freylich. — Und nicht weniger, daß sie auf alles aufmerksam und thätig seyen? — Freylich das alles haben sie beyde mit einander gemein, nicht aber das Schlagen. — Aber beyde haben doch ihre Feinde? — O ja! die haben sie freylich. — Und beyden muß daran liegen, diese zu überwinden? — Ganz richtig. Aber davon abgesehen, was kann da die Haushaltungskunst helfen, wenn es zum Schlagen kömmt? — Gerade hier das meiste, sprach Sokrates. Denn der gute Oekonom weiß, daß es im höchsten Grade vortheilhaft und nützlich ist, im Treffen die Feinde zu schlagen, hingegen im höchsten Grade nachtheilig und schädlich, geschlagen zu werden. Er wird also geflissentlich alles, was zum Siege dienlich ist, aufsuchen und herbeyschaffen; alles was eine Niederlage herbeyführen könnte, mit Sorgfalt aufspüren und vermeiden; wird, wenn er alles zum Siege vor-

bereitet weiß, mit Nachdruck schlagen, und, wenn es daran noch fehlt, eben so behutsam dem Treffen ausweichen. Setze mir ja den geschickten Oekonom nicht herab, lieber Nikomachides! Die Wirthschaft des Privatmanns ist, den Umfang der Geschäfte abgerechnet, der Staatsverwaltung völlig gleich, besonders eben darin, daß keine von beyden der Hilfe andrer Menschen entbehren kann; und zwar sind es nicht andre, deren man sich zu Privatgeschäften, und andre, deren man sich zu öffentlichen bedient. Es sind die nämlichen bey beyden; wer sie nun zu seinen Absichten zu gebrauchen versteht, der wird die einen so wohl als die andern wohl verwalten, und wer es nicht versteht, der wird in beyden übel fahren.

V.

Mit dem Perikles, dem Sohne des berühmten Perikles, hielt er einst folgende Unterredung: — Ich lebe der Hoffnung, lieber Perikles, daß unser Staat einst unter deinem Kommando durch die Waffen Ruhm erwerben, und seine Feinde demüthigen werde. — Das wollte ich wohl wünschen, lieber Sokrates, sagte Perikles! aber wie es möglich sey, das sehe ich nicht ab. — Nun wenn du willst, erwiederte Sokrates, so wollen wir uns ein wenig darüber besprachen, wie es etwa möglich werden könnte. — Sehr

gerne, war die Antwort. — Das weißt du doch, sprach Sokrates, daß die Athener den Böotiern in Ansehung der Volksmenge nicht nachstehen? — Ich weiß es. — Aber glaubst du etwa, daß die Böotier mehr starke und wohlgebildete Mannschaft ausheben könnten, als die Athener? — Auch darin, dünkt mich, geben diese jenen nichts nach. — Und bey welchen glaubst du, daß mehr Harmonie herrsche? — Unstreitig bey den Athenern. Denn viele böotische Städte, welche sich von den Theberen bevortheilt sehen, sind eben nicht sehr friedlich gegen sie gesinnt. Bey den Athenern sehe ich nichts dergleichen. — Ferner zeichnen sich die Athener durch Ehrbegierde vor allen übrigen Hellenen aus; und darin liegt ein kräftiger Antrieb, um für den Ruhm und für das Vaterland etwas zu wagen. — Auch von dieser Seite kann man nichts an ihnen aussetzen. — Auch wird nicht leicht ein Volk so viele und so große Thaten seiner Vorfahren aufweisen können, wie das athenische. Auch dieß erhebt die Seele, und ist für viele ein Antrieb, sich durch Tapferkeit und rühmliche Eigenschaften auszuzeichnen. — Gegen dieses alles ist nichts einzuwenden, lieber Sokrates! Indessen weißt du auch, daß seit dem unglücklichen Treffen jener Tausend, unter Anführung des Tolmides bey Labadia, und der Niederlage des Iphikrates bey Delium, die Athener in der Meinung der Böotier sehr gesunken, und den Theberen der Muth gegen jene so gestiegen ist, daß sie, welche vormals sich nicht

getrauten, in ihrem eignen Lande, ohne den Beystand der Lazedämonier und der übrigen Völker des Peloponesos den Athenern die Spitze biethen zu können, nun für sich allein in Attika einzufallen drohen; so wie hingegen die Athener, welche das Land der Böotier, da sie es mit diesen allein zu thun hatten, verwüsteten, nun ein gleiches von ihnen befürchten.

In der That verhält sich dieses alles, so wie du sagst, erwiederte Sokrates. Gleichwohl scheint mir selbst der gegenwärtige Zustand der Stadt die Rettung leicht möglich zu machen, wenn ein wackrer und erfahrner Feldherr an der Spitze steht. Ein allzugroßes Vertrauen auf sich selbst macht fahrlässig, sorglos und widerspänstig, so wie hingegen die Furcht wachsamer, geschmeidiger und bescheidner macht. Das sieht man unter andern ganz klar an den Schiffern. So lange sie nichts fürchten, so sind sie nicht in den Schranken zu halten. So bald ihnen aber ein Sturm oder ein naher Feinde bange macht, so thun sie nicht nur, was ihnen befohlen wird, pünktlich, sondern sie horchen schweigend und mit gespannter Aufmerksamkeit, gleich den Sängern eines Chors, auf jeden Wink. — Nun gesetzt also, sprach Perikles, daß die Athener jezt williger gehorchen würden als vormals, so frägt es sich nun erst, wie man es anfangen müßte, um die Liebe zur ehmaligen Tapferkeit, und die Begierde nach Ruhm und einem bessern Lose bey ihnen wieder aufzuwecken. — Laß uns annehmen, erwiederte Sokrates,

wir wollten sie ermuntern, gewisse Güter, welche in fremden Händen wären, an sich zu bringen, so würden wir wohl dazu am leichtesten kommen, wenn wir sie überzeugten, daß diese Güter ihr rechtmässiges, ehemals von ihren Vorältern besessenes Eigenthum gewesen seyen, und daß, wofern sie sich Mühe geben, dieselben wieder zu erlangen, sie unter allen Völkern die erste Rolle spielen werden. — Und wie werden wir sie davon überzeugen? — Ich denke so, wenn wir ihnen in Erinnerung bringen, daß die ältesten ihrer Vorfahren, von welchen die Geschichte Meldung thut, sich durch Verdienste ausgezeichnet haben.

Du meinst vielleicht die Entscheidung des berühmten Streites zweyer Gottheiten, welche dem Kekrops um seiner Verdienste willen aufgetragen ward? — Nicht nur dieß, sondern auch die wundervolle Geburt und Erziehung des Erechteus; den Krieg, welchen die Athener unter ihm mit allen Völkern des benachbarten festen Landes, den, welchen sie zur Zeit der Herakliden mit den Bewohnern des Peloponesos, auch alle die, welche sie unter Theseus geführt, und worin sie immer unter ihren Zeitgenossen die erste Rolle gespielt haben. Zu diesen füge noch die Thaten hinzu, welche ihre Enkel, nicht sehr lange vor unsern Zeiten verrichtet haben, indem sie nämlich theils für sich allein, und ohne fremde Hilfe, Könige, welche Asien und Europa bis nach Mazedonien hin beherrschten, und größere Macht und Hilfsmittel als keiner ihrer Vor-

fahren besessen, und die wichtigsten Unternehmungen ausgeführt hatten, bekämpften; theils in Verbindung mit den Peloponesiern zu Wasser und zu Lande den Meister spielten, weswegen auch sie, wie es heißt, den Vorzug vor ihren Zeitgenossen allen behauptet haben. — In der That, so sagt man. — Aus diesem Grunde haben auch sie, ungeachtet so viele Auswanderungen in Griechenland geschahen, ihre Wohnsitze nie verlassen; und von den übrigen Völkern wählten viele sie bey entstandnen Streitigkeiten zu Schiedsrichtern, und viele, welche von Mächtigern mißhandelt wurden, suchten bey ihnen Schutz. — Um so weniger, sagte Perikles, kann ich mir es erklären, wie denn unser Staat in einen solchen Verfall gerathen konnte. — Ich denke, sprach Sokrates, dieß ging bey ihm so zu, wie etwa bey den Athleten. Wenn diese ihren Mitkämpfern allzu sehr überlegen sind, so vernachlässigen sie sich zuweilen, bis sie zuletzt dem Gegner nicht mehr gewachsen sind; gerade so haben die Athener, weil sie andern zu sehr überlegen waren, sich vernachlässigt, und daher kömmt ihr Verfall.

Wie müßten sie es nun aber anfangen, sprach Perikles, um wieder das zu werden, was sie vormals waren? — Das ist nicht schwer zu errathen, erwiederte Sokrates. Sie müssen mit den Sitten und Tugenden ihrer Vorfahren bekannt zu werden, und sie mit nicht geringerem Eifer auszuüben trachten; so werden

sie jenen nicht nachstehen. Oder wenn sie lieber wollen, so stellen sie sich diejenigen zum Muster vor, welche nun den ersten Rang behaupten; sie ahmen ihre Sitten nach; wenn es mit gleicher Anstrengung geschieht, so werden sie es jenen gleich thun, und, wenn mit größerer, sie noch übertreffen. — Was du da sagst, versetzte Perikles, beweist, daß wir von der wahren sittlichen Veredlung noch ziemlich weit entfernt seyen. Oder wann werden wohl die Athener, so wie die Lazedemonier, das Alter ehren — sie, welche bey ihren Vätern den Anfang machen, ältere Leute geringschätzig zu behandeln? Wann werden sie, gleich jenen, ihre Körper durch Uebungen abhärten — sie, welche nicht nur ihren Körper in dieser Rücksicht vernachlässigen, sondern sogar die, welche es nicht thun, verlachen? Wann werden sie den Befehlenden so willig gehorchen — sie, welche sichs zur Freude machen, ihre Vorgesetzten zu beschimpfen? Oder wann wird unter ihnen eine solche Harmonie Statt finden? Man sehe nur, wie sie, statt zu nützlichen Zwecken mit vereinigten Kräften zu wirken, einander vielmehr drücken und plagen, auf sich untereinander neidischer sind, als auf die Fremden; wie man nirgends so sehr als bey ihnen, so wohl in öffentlichen Versammlungen als in besondern Zusammenkünften sich entzweyet, nirgends so viele Prozesse führt, und viel lieber auf diesem Wege, als durch gegenseitige Hilfleistung etwas gewinnen will! Wie sie die Staatsgüter als

etwas behandeln, das sie nichts angeht, sich darüber zanken, und sich freuen, damit nach Belieben schalten und walten zu können! Durch dieses alles wird der Staat der höchsten Stufe sittlicher Verdorbenheit immer näher gebracht, Haß und Feindschaft unter den Bürgern genährt, und, wie ich fürchte, ein Unglück herbeygeführt, aus welchem wir uns nicht mehr emporschwingen können.

O, erwiederte Sokrates, so tief sind die Athener gleichwohl nicht gesunken, daß keine Rettung mehr möglich wäre. Du siehst ja, wie viel Ordnung auf der Flotte herrscht, wie folgsam sie sich in den gymnischen Kämpfen gegen die Aufseher bezeigen, und wie unsre Chöre, so gut als nur irgendwo anders, ihren Anführern gehorchen. — Dieß ist's eben, was mich wundert, sagte Perikles, daß sie hier so folgsam sind, und hingegen diejenigen, welche ihren Mitbürgern in allem Guten zum Muster dienen sollten, die Krieger, so wohl zu Fuße als zu Pferde, unter allen am wenigsten gehorchen. — Und der Senat der Areopagiten, fuhr Sokrates fort, besteht nicht auch dieser aus lauter geprüften und bewährten Männern? — Allerdings. — Kennst du nun irgendwo ein Tribunal, welches in seinen Urtheilssprüchen, und überhaupt in allen Geschäften, durch Einsichten, strenge Beobachtung der Gesetze, Würde und Gerechtigkeit sich mehr auszeichnete, als dieses? — Ich finde an ihnen nichts auszusetzen. — Nun so mußt du auch den Muth nicht ver-

lieren, als wenn die Athener von Ordnung nichts wissen wollten. — Ja aber doch im Felde, wo gute Zucht, Ordnung und Folgsamkeit nöthiger sind, als irgendwo, da bekümmern sie sich um dieses alles nichts. — Das macht vielleicht, sprach Sokrates, weil sie da die unwissendsten Anführer haben. Du siehst doch, daß sich keiner unterwindet Lautenspieler, Sänger oder Tänzer, so wenig als Ringer und Pankatiasten zu ziehen, der diese Künste nicht versteht; sondern jeder wird dir sagen können, wo er das, was er lehren will, gelernt habe; nur unsre Feldherren sind insgemein ihre eignen Lehrer. Von dir habe ich nun freylich eine beßre Meinung. Ich denke, du werdest eben so gut sagen können, von wem du die Kunst ein Heer anzuführen, als von wem du ringen gelernt habest. Auch zweifle ich nicht, du werdest manchen Kunstgriff, den dir dein Vater mitgetheilt hat, sorgfältig aufbewahren, und auch anderswoher mancherley Kenntnisse einsammeln, die du als Feldherr sehr gut wirst gebrauchen können. Ueberhaupt wirst du, wie ich denke, dafür Sorge tragen, daß von allem dem, was zur glücklichen Führung eines Kommandos nöthig ist, dir nichts abgehe; und wenn du merken solltest, daß es dir an irgend etwas von der Art fehle, so wirst du sachverständige Männer aufsuchen, und weder Geld noch gute Worte sparen, um theils das, was du nicht weißt, von ihnen zu lernen, theils dich ihrer guten Dienste zu versichern. — Ich merke es

wohl, lieber Sokrates! Du sprichst so, nicht weil du glaubest, das ich mich um dieses alles wirklich bekümmert habe, sondern um mir zu verstehen zu geben, daß ein künftiger Feldherr sich darum zu bekümmern habe; und hierin bin ich mit dir Einer Meinung. — Hast du, fuhr er fort, etwa schon bedacht, daß unser Land, von hohen Gebirgen, welche sich in Böotien hinein erstrecken, gleichsam verschanzt ist, daß durch diese Gebirge enge und schroffe Pässe zu uns hinführen, und daß ebenfalls eine Kette von unwegsamen Bergen mitten durch Attika sich hinzieht? — O ja. — Vielleicht hast du auch schon gehört, daß die Mysier und Pisidier, welche ein sehr gebirgigtes Land im Reiche des großen Königs bewohnen, und leicht bewafnet sind, sehr oft in das Land des Königs einfallen, großen Schaden thun, und ihre Unabhängigkeit stets behaupten können? — So höre ich in der That. — Meinst du nun nicht, wenn die junge, rüstige Mannschaft von Athen, mit leichten Waffen versehen, die Grenzgebirge besetzten, daß sie den Feinden großen Schaden zufügen, und ihren Mitbürgern statt einer Vormauer dienen könnten? — So denk' ich. — Nun gut, sprach Sokrates! wenn dir das gefällt, so versuche es auszuführen. Wenn dirs gelingt, so wirst du davon Ehre, und der Staat Nutzen haben; und gelingt es nicht, so wird es weder dem Staat, noch dir Schande machen.

VI.

Glaukon, des Aristons Sohn, hatte sich vorgenommen an der Regierung Theil zu nehmen, und unterstuhnd sich, noch ehe er sein zwanzigstes Jahr erreicht hatte, als Volksredner öffentlich aufzutreten. Keinem seiner Verwandten gelang es ihn davon zurückzuhalten, ungeachtet er schon von der Rednerbühne herunter gezogen ward, und sich dem öffentlichen Spotte preisgegeben sah. Sokrates, welcher ihm als einem Verwandten des Charmidos und Plato wohl wollte, konnte dieß allein bewirken. Als er einst mit ihm zusammen kam, so suchte er zuvörderst seine Aufmerksamkeit durch folgende Anrede zu gewinnen: — Wie ich höre, lieber Glaukon, sagte er, so hast du im Sinne dich dem Staate zu widmen? — In der That, erwiederte dieser, ist das meine Absicht. — Wahrhaftig, fuhr Sokrates fort, eine schöne Bestimmung, wie es kaum eine andre giebt. Denn wenn du dazu gelangest, so wirst du im Stande seyn, so wohl deine eignen Wünsche zu befriedigen, als auch deinen Freunden zu dienen; du wirst deine Familie emporbringen, und den Wohlstand deines Vaterlands erweitern; du wirst allererstens zu Athen, hernach in Griechenland, und zuletzt vielleicht so gar, wie Themistokles, bey den Ausländern dir einen Nahmen machen, und überall, wo du hinkömmst, Aufsehen erregen. — Glaukon

fand sich durch dieses nicht wenig geschmeichelt, und hörte nun gerne weiter zu. — Hierauf fuhr Sokrates also fort: Aber nicht wahr, lieber Glaukon, wenn du von deiner Vaterstadt hervorgezogen seyn willst, so mußt du ihr nützliche Dienste leisten? — Das versteht sich, erwiederte Glaukon. — So sey denn, ich beschwöre dich, nicht zurückhaltend, sondern sage mir, womit willst du den Anfang machen, deiner Vaterstadt nützlich zu seyn?

Als Glaukon hierauf eine Weile schwieg, als ob er sich erst besänne, womit er den Anfang machen wollte, fuhr Sokrates also fort: Wenn du einen Freund hättest, dessen Hauswesen du emporbringen wolltest, so würdest du wohl darnach trachten, ihn reicher zu machen; also willst du vielleicht auch den Staat zu bereichern suchen? — Ja wohl, sagte Glaukon. — Und reicher wird der Staat werden, wenn seine Einkünfte sich vermehren? — Ganz natürlich. — So sage mir denn, woher zieht der Staat seine Einkünfte, und wie viel betragen sie? Es versteht sich, daß du dich darnach erkundigt haben mußt, um, falls einige derselben kärglicher flössen, sie ergiebiger zu machen, oder, wenn andre eingegangen wären, sie zu ersetzen. — Ja wahrhaftig, sprach Glaukon, was das betrift, darnach habe ich mich nicht erkundigt. — Nun wenn du das versäumt hast, so sage mir wenigstens, was für Ausgaben der Staat hat; denn ohne Zweifel wirst du die überflüssigen abzuschaffen suchen. — Wahrhaftig

auch daran habe ich noch nicht gedacht. — Was also die Bereicherung des Staates betrift, so bleibt dieß für einmal aufgehoben; denn wie könnte man sich damit befassen, wenn man weder seine Ausgaben noch seine Einnahmen kennt? — Lieber Sokrates, erwiederte Glaukon, man kann den Staat allenfalls auch von den Feinden bereichern? — O gewiß kann man das, sprach Sokrates, wenn man ihnen überlegen ist; aber wenn man den kürzern zieht, so kann der Staat auch das, was er besitzt, darüber einbüssen. — Das ist wahr. — Wer also rathen will, mit wem man sich in Krieg einlassen solle, der muß die Kräfte so wohl des Staates als der Feinde kennen. Wenn der Staat stärker ist, so wird man zum Kriege rathen, und in entgegengesetztem Falle davor warnen. — Ganz richtig. — So sage mir denn erstens wie hoch sich die Macht des Staates zu Wasser und zu Lande beläuft, und hernach eben so von den Feinden. — Wahrhaftig das könnte ich dir so aus dem Kopfe nicht wohl hersagen. — Nun wenn du es aufgeschrieben hast, so geh doch, und hole es; ich möchte es gar zu gerne wissen. — Wahrhaftig auch aufgeschrieben habe ich es nicht. — Also auch den Krieg betreffend werden wir für einmal noch mit unserm Rathe zurückhalten. Die Sache war vermuthlich zu schwierig, als daß du sie sogleich als ein frisch angehender Staatsmann hättest ins Reine bringen können. Hingegen hast du gewiß dich darnach erkundiget, was für Besatzungen das Land zu seiner

Sicherheit bedürfe, und wie viele Mannschaft dazu erforderlich sey. Die nöthigen wirst du rathen zu verstärken, und die unnöthigen einzuziehen. — Beym Zeus! sagte Glaukon, alle mit einander würde ich einziehen; denn sie thun ihre Pflicht so, daß sie die Früchte von den Feldern wegstehlen lassen. — Aber wenn man die Wachen aufhöbe, glaubst du denn nicht, daß jeder nach Belieben rauben könnte? —

Uebrigens sage mir doch, hast du dieß so selbst untersucht, oder woher weißt du es, daß die Wachen schlecht bestellt werden? — Ich vermuthe es. — Nun gut, so wollen wir diesen Punkt erst dannzumal in Berathung nehmen, wenn wir nicht länger bloß vermuthen, sondern wissen. — In der That, sagte Glaukon, das möchte wohl besser seyn. — In die Silbergruben, fuhr Sokrates fort, bist du, daß ich wüßte, nie gekommen, und kannst also nicht sagen, warum sie jezt weniger ertragen, als vordem. — Nein, da bin ich nie gewesen. — Man sagt, die Luft sey da sehr ungesund; damit kannst du dich also entschuldigen, wenn dein Rath über diesen Gegenstand verlangt würde. — Du spottest. — Hingegen hast du gewiß nicht unterlassen dich darnach zu erkundigen, wie lange das inländische Getraid den Staat nähren kann, und wie viel Zuschuß von Fremden es jährlich bedarf; daran wirst du ihn also keinen Mangel leiden lassen, sondern seine Bedürfnisse berathen, und ihn mit dem nöthigen versorgen können. — Ey, du machst die Sa=

che auch gar zu schwierig, lieber Sokrates! wenn man sich um dergleichen Dinge zu bekümmern hat. — Gleichwohl, mein Freund, ist es unmöglich sein eigen Hauswesen gut zu verwalten, wenn man nicht alles weiß, was man bedarf, für alles Rath schaffet, und jedem Mangel zu begegnen sucht. —

Da übrigens die Stadt mehr als zehn tausend Haushaltungen in sich faßt, und es eben nicht leicht ist, so viel auf einmal zu besorgen, warum trachtest du denn nicht dem Hauswesen deines Oheims aufzuhelfen, welches dessen in der That bedarf? Wenn du das kannst, so magst du es hernach auch mit mehreren versuchen. Wenn du aber einem nicht helfen kannst, wie wolltest du es vielen können? Wem zum Beyspiel ein halber Zentner zu schwer ist, der muß es nicht mit mehreren versuchen. — Je nun, sagte Glaukon, ich wollte die Umstände meines Oheims wohl verbessern, wenn er mir nur folgen wollte. — Ey, erwiederte Sokrates, deinen Oheim kannst du also nicht bereden, und gleichwohl vermissest du dich ganz Athen, deinen Oheim mit eingeschlossen, nach Wohlgefallen leiten zu können! Nimm dich in Acht, lieber Glaukon, daß du nicht statt der Ehre, nach welcher du strebest, das Gegentheil findest. Weißt du etwa nicht, wie waglich es ist, in Dingen, von welchen man nichts versteht, zu reden und zu handeln? Du kennst wohl auch solche Leute, welche sprechen und thun, wovon sie nichts verstehen. Was dünkt

dich? Erndten sie mehr Lob oder Tadel? werden sie mehr bewundert oder verachtet? Auch solche kennst du, welche das, was sie sprechen und thun, verstehen. Immer wirst du finden, daß bey jedem Geschäfte Ehre und Bewunderung den Einsichtsvollsten, Schande und Verachtung den Unwissendsten zu Theil wird. Willst du also von deinen Mitbürgern geehrt und bewundert werden, so trachte, dich von dem, was du unternehmen willst, so gut als möglich zu unterrichten. Wenn du so vorbereitet dich an die Staatsgeschäfte wagest, so zweifle ich kaum, daß du nicht das Ziel deiner Wünsche leicht erreichen werdest.

VII.

Den Charmides, des Glaukons Sohn, kannte Sokrates als einen vortreflichen, und den damaligen Staatsmännern an Einsichten weit überlegnen Mann, welcher gleichwohl sich nicht entschliessen konnte vor dem Volke aufzutreten, und an den öffentlichen Geschäften Theil zu nehmen. Mit diesem hielt er einst folgende Unterredung: Höre einmal, lieber Charmides, wenn du einen Mann kenntest der ganz dazu geeignet wäre, in den öffentlichen Wettkämpfen den Preis zu gewinnen, und dadurch sich selbst Ehre, seiner Vaterstadt aber Achtung und Ansehen in der übrigen Hellas zu verschaffen, gleichwohl aber als Kämpfer nicht auftreten wollte, was würdest du von

diesem Manne wohl halten? — Daß er ein Gemächlichkeit liebender schlaffer Mensch sey. — Nun gut. Und wenn ein andrer dazu geeignet wäre, als Staatsmann seiner Vaterstadt wichtige Dienste zu leisten, und dadurch sich selbst Ehre zu machen, gleichwohl aber sich dazu nicht entschliessen könnte, würde man den nicht mit eben so vielem Rechte einen schlaffen Menschen nennen können? — Es kann seyn; aber wozu diese Frage? — Weil ich sehe, daß du dich Geschäften entziehest, denen du gewachsen bist, und zwar solchen Geschäften, welche als Bürger dich selbst zunächst angehen. — Und was für Beweise von meiner Fähigkeit hast du denn, um mir diesen Vorwurf zu machen? — Deine Unterhaltungen mit unsern Staatsmännern. Wenn ein Gegenstand auf die Bahn gelegt wird, so sehe ich, daß du ganz richtig davon urtheilst, und wenn sie selbst irren, daß du sie mit Einsicht zurechte weisest. — Ja, lieber Sokrates, etwas andres ist es, unter guten Freunden seine Meinung zu sagen, und etwas andres, vor einer Menge von Zuhörern eine ordentliche Rede zu halten. — Und doch wer rechnen kann, der rechnet nicht schlechter vor einer Menge von Zuschauern, als wenn er allein ist; und wer die Laute gut spielt, wenn er allein ist, der spielt sie auch gut vor einer Menge von Zuhörern? — Du weißt doch, daß Scheue und Furcht natürliche Empfindungen sind, denen man in großen Versammlungen weit mehr, als bey gewöhnlichen Zusammen-

künften unterworfen ist. — Nun, seltsam genug ist es doch, daß du, der sich vor den Einsichtvollsten nicht scheuet, und die Angesehensten nicht fürchtet, es nicht wagen darfst, vor den einfältigsten und unbedeutensten Menschen zu sprechen. Also sind es die Färber, die Schuhster, die Zimmerleute, die Schmiede, die Landbauer, Kaufleute, die Krämer, welche einzig darauf denken, wohlfeil einzukaufen, und theuer zu verkaufen, diese sind es allein, vor welchen du dich scheuest? denn aus diesen allen ist ja die Volksversammlung gemischt. Ist dieß nicht eben so, als wenn einer, der unter geübten Kämpfern sich auszeichnet, vor Leuten sich scheuen wollte, welche von der Kunst nichts verstehen? Vor Männern vom ersten Range, deren einige mit Verachtung dich über die Achsel ansehen, trägst du kein Bedenken dich hören zu lassen; keiner unsrer Staatsredner kann sich mit dir messen; und gleichwohl wagst du es nicht, vor Leuten aufzutreten, welche um Staatssachen sich nie bekümmert haben, und dich gar nicht verachten; und dieß aus Besorgniß, man möchte dich verlachen. — Aber du weißt ja, sprach Charmides, daß die Volksmenge oft diejenigen verlacht, welche ganz gut sprechen. — Das thun jene andern ja wohl auch, erwiederte Sokrates. Das ist's eben, worüber ich mich wundre, daß du, der die letztern, wenn sie es thun, so bald zu setzen weißt, darauf völlig Verzicht leistest, mit den erstern fertig zu werden. O mein Freund! mißkenne dich nicht, und

meide den Fehler, in welchen die Menschen gewöhnlich verfallen. Sie sehen nur auf das, was andre angeht, und kommen nie dazu, sich selbst zu prüfen. Laß dich also diese Mühe nicht reuen, sondern richte mit allem Ernst deine Aufmerksamkeit auf dich selbst. Entziehe dich dem Staate nicht, wo du immer im Stande bist ihm nützliche Dienste zu leisten. Denn wenn für diesen gut gesorgt ist, so werden nicht nur andre, sondern auch deine Freunde und du selbst reichen Genuß davon haben.

VIII.

Aristippos, welcher einst in einer Unterredung von Sokrates aufs Trockne gesetzt worden war, wollte es ihm ein andermal zurückgeben. Sokrates, welcher wünschte, daß seine Schüler von dieser Unterhaltung Nutzen ziehen möchten, war nicht, wie es in solchen Fällen zu geschehen pflegt, einzig dafür besorgt, sich den Fragpunkt nicht verrücken zu lassen; er suchte die Begriffe seiner Zuhörer zu berichtigen, um im Falle darnach handeln zu können. Zum Beyspiel, Aristippos hatte gefragt, ob er irgend etwas kennte, welches gut zu nennen wäre? Hätte nun Sokrates Speise, Trank, Geld, Stärke oder so etwas genannt, so war jener darauf gefaßt ihm zu beweisen, daß es Fälle gebe, in welchen diese Dinge nicht nur kein Gut, sondern ein Uebel seyen. Sokrates, welchem

gerade einfiel, daß, wer sich übel befindet, zu gewissen, bestimmten Mitteln seine Zuflucht nehme, ward dadurch auf eine Antwort geleitet, durch die er sich am sichersten aus der Sache ziehen konnte. Fragst du mich, sagte er, ob ich etwas kenne, das gegen das Fieber gut sey? — Nein, das nicht, erwiederte Aristippos. — Oder gegen die Augenschmerzen? — Auch das nicht. — Oder gegen den Hunger? — Auch nicht gegen den Hunger. — Nun! sagte Sokrates, wenn du mich frägst, ob ich etwas gutes kenne, daß zu nichts gut sey, so sage ich, ich kenne keines, und verlange auch keines zu kennen.

Ein andermal fragte Aristippos, ob er etwas kenne, das schön zu nennen wäre? Ja wohl, sagte Sokrates, und zwar sehr viele Dinge. — Und sind diese alle einander ähnlich? — Einige so unähnlich als möglich. — Aber wie kann denn das, was dem Schönen unähnlich ist, schön seyn? — Ganz sicher. Zum Exempel, ein zum Ringen schön gebauter Körper ist demjenigen unähnlich, welcher zum Laufen schön gebaut ist. Ein zur Bedeckung schön gemachter Schild hat nichts ähnliches mit einem Wurfspieß, der schön gemacht ist, um weit und rasch zu fliegen. — Sollte man nicht denken, ich hätte dich gefragt, ob du etwas schönes kenntest, das gut zu nennen wäre? — Und meinst du denn, daß etwas anders gut, und etwas anders schön sey? Weißt du nicht, daß alles, was zu einer gewissen Bestimmung schön ist, zu derselben auch gut

sey? Zum Exempel, die Tugend ist nicht in einer andern Rücksicht schön. — Ferner die Menschen, sie werden in Rücksicht auf die gleichen Eigenschaften, und zu den gleichen Handlungen so wohl schön als gut genannt. Eben so der menschliche Körper; er ist zu den nämlichen Verrichtungen so wohl schön als gut, und überhaupt alles, was Menschen gebrauchen, ist dazu so wohl schön als gut, wozu es zu gebrauchen ist. — Also ist auch ein Mistkorb etwas schönes? — Ganz gewiß, ein goldner Schild hingegen etwas häßliches, wenn jener zu seiner Bestimmung gut, und dieser schlecht gemacht ist.

Also behauptest du, daß ein und eben derselbe Gegenstand so wohl schön als häßlich seyn könne? — Nicht nur dieß, sondern auch gut und schädlich. Zum Exempel, was für den Hunger gut ist, das kann im Fieber sehr leicht schädlich seyn; und was gegen das Fieber gut ist, das ist für den Hunger nicht gut. Was an dem Läufer schön ist, das ist in den meisten Fällen an dem Ringer häßlich, und was an dem Ringer schön ist, an dem Läufer häßlich. Alles ist gut und schön da, wo es taugt, schlecht und häßlich da, wo es nicht taugt. — Eben so behauptete Sokrates, daß eine und eben dieselbe Wohnung zugleich schön und brauchbar sey, wobey er solche Bemerkungen einfliessen ließ, wovon sich beym Bauen guter Gebrauch machen läßt. Zum Exempel er frägt, ob nicht, wer ein Haus bauen wolle, es darauf anlegen müsse, daß

selbe so bequem und brauchbar als möglich einzurichten? Dieses eingestanden, fragte er ferner, ob es nicht bequem wäre, ein Haus zu haben, welches im Sommer kühl, und im Winter warm sey? Nachdem man auch darüber einig war, so fuhr er fort: Bey einer mittäglichen Lage des Hauses scheint die Sonne im Winter in die Halle hinein; im Sommer geht sie über das Dach weg, und läßt, was darunter ist, im Schatten. Dieses vorausgesetzt, muß der mittägige Theil des Hauses höher angelegt werden, damit die Wintersonne es bescheinen könne; der mitternächtliche hingegen tiefer, damit er vor den kalten Winden besser geschützt sey. Mit einem Wort, die bequemste so wohl als schönste Wohnung wird ohne Zweifel diejenige seyn, in welcher der Besitzer zu jeder Jahreszeit am beßten geborgen, und seine Habe am sichersten aufbewahrt ist. Was aber Gemählde, musivische Arbeiten, und andre dergleichen Kostbarkeiten betrift, so machen uns diese mehr Mühe als Vergnügen. — Tempel und Altäre, glaubte er, stühnden am beßten da, wo sie am leichtesten in die Augen fielen, ohne dem Gedränge ausgesetzt zu seyn. So könnte jeder am leichtesten, beym Anblick derselben, seine religiose Empfindung von ferne äussern, und auch ohne mindeste Gefahr der Entweihung sich ihnen nahen.

IX.

Es legte ihm jemand die Frage vor, ob die Tapferkeit eine anerbohrne Eigenschaft, oder ein Vorzug wäre, welchen man sich erwerben könnte? — Seine Antwort war folgende: So wie ein Körper mehr physische Stärke zu Erduldung der Arbeiten und Beschwerden besitzt, als ein andrer, eben so scheint mir auch eine Seele von Natur mehr Muth gegen Gefahren zu besitzen, als eine andre. Denn ich bemerke an Menschen, welche nach einerley Gesetzen und Sitten erzogen wurden, in Ansehung des Muthes einen gewaltigen Unterschied. Freylich glaube ich, daß Unterricht und Uebung allerdings den natürlichen Muth erhöhen. Zum Exempel die Scythen und Trazier würden es so wenig wagen, mit großen Schilden die Lazedamonier zu bekämpfen, als diese mit kleinen Schilden und Wurfspiessen sich gegen die Trazier, oder mit den Bogen sich gegen die Scythen versuchen mochten. Ueberhaupt bemerke ich auch in allem übrigen, in Ansehung der natürlichen Anlagen unter den Menschen, eine große Verschiedenheit, so wie ich sehe, daß diese durch Kultur sich ungemein entwickeln lassen; woraus denn folgt, daß es so wohl bey glücklichen als bey schlechten Anlagen allemal Unterricht und Uebung bedarf, um in irgend einem Fache etwas vorzügliches zu leisten.

Zwischen Weisheit und Tugend machte Sokrates keinen Unterschied. Wer Kenntnisse so wohl des Schönen als des Schändlichen besäße, den nannte er nicht nur weise, sondern auch tugendhaft. Jemand fragte ihn, ob er denn den, welcher seine Pflicht kennte, aber das Gegentheil thäte, für weise und tugendhaft hielt? So wenig als ich ihn für weise und lasterhaft halte, war die Antwort. Denn nach meiner Einsicht muß jeder Mensch, welcher Freyheit zu wählen hat, so handeln, wie er es sich selbst am zuträglichen glaubt. Folglich kann ich den, welcher nicht recht handelt, weder für weise noch tugendhaft halten.

Auch die Gerechtigkeit und jede andre Tugend war ihm nichts anders als Weisheit. Denn gerecht und überhaupt tugendhaft handeln, heisse nichts anders, als schön und gut handeln. Wer nun das Schöne und Gute kenne, der werde im Handeln sich für nichts anders bestimmen; und wer es nicht kenne, der könne es auch nicht ausüben, und werde, mit dem beßten Willen es zu thun, dasselbe dennoch verfehlen. Folglich können die Weisen schön und gut handeln; den Unweisen seye dieß unmöglich. Da nun gerecht und überhaupt schön und gut handeln nichts anders heisse, als tugendhaft handeln, so sey es klar, daß so wohl die Gerechtigkeit als jede andre Tugend nichts anders sey als Weisheit. Das Gegentheil von Weisheit, sagte er, sey Unsinn; gleichwohl hielt er Unwissenheit an sich noch nicht für Unsinn. Nur sich selbst nicht ken-

nen, und Dinge, die man nicht weiß, zu wissen glauben, und darüber Meinungen zu hegen, das, sagte er, grenze zunächst an Unsinn. Insgemein nenne man freylich Irrthum in Sachen, welche die meisten Menschen nicht wissen, noch nicht Unsinn; man belege mit diesem Nahmen nur den Irrthum in Dingen, welche beynahe jedermann wisse. Wenn, z. B., jemand wähnte so groß zu seyn, daß er sich bückte, wenn er durchs Stadtthor ginge, oder so stark, daß er es versuchte Häuser von der Stelle zu rücken, oder wer sonst was unternähme, wovon die Unmöglichkeit jedermann einleuchte, den nenne man unsinnig. Einen Irrthum hingegen in Sachen von minderem Belang nenne der Sprachgebrauch nicht Unsinn. Nur einen höheren Grad des Unverstandes nenne man so, so wie man nur eine heftige Begierde Liebe nennen kann.

Bey den Betrachtungen, welche er über Neid anstellte, fand er, daß es so wenig ein Mißvergnügen über das Glück der Feinde, als über das Unglück der Freunde, sondern einzig und allein ein Mißvergnügen sey, welches man über den Flor der Freunde empfinde. Einige, denen es unbegreiflich schien, daß man aus dem Glücke dessen, den man liebte, Mißvergnügen schöpfen könne, führte er auf die Bemerkung, daß viele Menschen, welche andre in ihrer Noth nicht stecken liessen, sondern ihnen willige Hilfe leisteten, gleichwohl Mißvergnügen empfänden, wenn

es ihnen wohl ginge. Freylich, setzte er hinzu, sind es nicht Verständige, sondern nur Thoren, welche dieser Leidenschaft empfänglich sind.

Von dem Müssiggang hatte er folgende Ansicht: Er bemerkte, sagte er, daß alle Menschen, ohne Ausnahme, sich mit irgend etwas beschäftigen, und gleichwohl seyen die meisten Müssiggänger. Zum Exempel, auch die Spieler und die Possenreisser beschäftigen sich mit etwas; dessen ungeachtet seyen sie alle Müssiggänger. Sie könnten ja ihre Geschäfte mit bessern vertauschen. Wenn hingegen davon die Rede sey ein nützlicheres Geschäft an ein schlechteres zu vertauschen, so könne kein vernünftiger Mensch sagen, daß er dazu Musse habe. Wer es aber dennoch thue, der handle daran sehr übel, indem es ihm dazu an Musse fehle.

Könige und Regenten waren ihm nicht diejenigen, welche einen Scepter geerbt, oder zur Herrschaft durch Volkswahl oder durch das Loos, oder durch Gewalt oder List gelangt wären, sondern die, welche die Kunst zu herrschen verstånden. Sobald man ihm zugegeben hatte, daß Herrschen nichts anders wäre als befehlen, was (vernünftiger Weise) gethan werden müsse, und beherrscht werden, nichts anders als dem, welcher so befiehlt, gehorchen, so zog er daraus die Folge, daß auf einem Schiffe der, welcher der Schiffahrt kundig wäre, der Herrschende, der Eigenthümer des Schiffes hingegen, und die übrigen alle, diejenigen seyen, welchen es zukomme jenem zu gehor-

chen. Eben dieß gelte auch bey der Landwirthschaft von dem Gutbesitzer, bey Krankheiten von dem Kranken, bey den Leibesübungen, von denen, welche sie übten. Und so überhaupt; wer immer etwas besitze, das Aufsicht und Besorgung erfordere, der übernehme dieß nur dann, wenn er sich selbst die nöthigen Kenntnisse zutraue; im entgegengesetzten Falle, lasse er sich von Kundigen leiten, wenn er sie zur Hand habe, wo nicht, so suche er sie geflissentlich auf, um auf ihren Rath das zu thun, was gethan werden müsse. Bey Wollenarbeiten lassen sich so gar die Männer von den Weibern vorschreiben, was zu thun sey, weil diese sich auf dieses Geschäft verständen, jene hingegen nicht. Auf die Einwendung, daß es doch einem Despoten frey stehe, denjenigen, welche ihnen gut riethen, nicht zu gehorchen, erwiederte er: Wie sollte es ihm freystehen nicht zu gehorchen, da jeder, der gutem Rath nicht gehorcht, unfehlbar dafür büssen wird? Denn wer dieß nicht thut, es betreffe auch, was es wolle, der wird ohne Zweifel im Handeln Fehlgriffe thun, und für jeden derselben büssen. Aber, sagt man, der Despot hat es in seiner Macht, den verständigen Mann zu tödten. Und denkt ihr denn, erwiederte Sokrates, daß er, wenn er seine wichtigsten Gehülfen tödtet, dafür gar nicht, oder auch nur leidlich büssen werde? Glaubt ihr, er werde, wenn er das thut, aufrecht bleiben, und nicht vielmehr seinen eignen Untergang dadurch beschleunigen?

Jemand fragte ihn, welcher Beschäftigung er den größten Werth beylegte? Wenn alles glücklich von Statten geht, war seine Antwort. Du hältst also, erwiederte der andre, Glück und Beschäftigung für eben dasselbe? Für so verschieden als möglich, sagte Sokrates. Wenn man etwas, das man bedarf, ungesucht findet, so nenne ich das Glück. Hingegen sage ich, die Sachen gehen glücklich von Statten, wenn man das, was man erlernt und getrieben hat, gut macht; und wer sich auf dieses legt, nur dem gehen, wie ich denke, die Sachen glücklich von Statten. Daher pflegte er zu sagen, bey der Landwirthschaft seyen diejenigen, welchen die landwirthschaftlichen Geschäfte, so wie bey der Arzneykunst und der Staatskunst diejenigen, welchen die Ausübung dieser Künste am beßten von Statten ginge, die treflichsten und von der Gottheit am meisten begünstigten Menschen. Wem hingegen nichts gut von Statten gehe, der sey weder ein brauchbarer noch von der Gottheit begünstigter Mensch.

X.

Auch denen, welche irgend eine Kunst als Gewerbe trieben, wußte Sokrates nützlichen Rath zu ertheilen. So kam er einst zum Mahler Parrahsios, mit welchem er folgende Unterredung hielt: Nicht wahr, lieber Parrhasios, sprach er, die Mahlerey ist eine

Nachbildung sichtbarer Gegenstände? Oder stellet ihr nicht das, was als Erhöhung oder Vertiefung, als Licht oder Schatten, als hart oder weich, als rauh oder glatt, als neu oder alt an den Körpern erscheint, durch Nachahmung, vermittelst der Farben, dar? — Ganz richtig, sagt Parrhasios. — Und da ihr schöne Formen nachbildet, und es so selten Menschen giebt, an welchen in Absicht der Schönheit nichts auszusetzen wäre, so wählet ihr an mehreren einzelnen das Schönste, um es zu einer durchaus tadellosen Gestalt zu vereinigen? — In der That, das machen wir so. — Allein wie? könnet ihr auch das, was uns auf die angenehmste Weise überrascht, uns einnimmt, anzieht und entzückt — ich meine den Charakter der Seele — könnet ihr diesen auch nachbilden, oder läßt er sich nicht darstellen? — Wie könnten wir es, lieber Sokrates, da er weder sichtbare Verhältnisse, noch Farbe, noch irgend eine der von dir vorhin erwähnten Eigenschaften besitzt, noch überhaupt in den Sinn des Gesichts fällt? — Aber man bemerkt doch, daß die Leute einen freundlich oder unfreundlich ansehen? — Freylich. — Läßt sich nun dieß in den Augen ausdrücken? — Allerdings. — Und wenn es Freunden wohl oder übel geht, was dünkt dich? machen die, welche dieß zu Herzen nehmen, dazu eben ein solches Gesicht, wie die, welchen es gleichgültig ist? — O nein; wenn es ihnen wohl geht, so macht man dazu ein heiteres Gesicht, und im entgegengesetzten

Falle ein finsteres. — Und auch dieß läßt sich ausdrücken? — Freylich. — Und nicht wahr, ein großer und edler, ein gesetzter und verständiger Charakter leuchtet, so wie ein niedriger und unedler, ein übermüthiger und abgeschmackter, nicht nur aus den Mienen, sondern auch aus Gebehrden, Gang und Stellung hervor? — Sicher. — Und dieß, läßt es sich nicht ausdrücken? — Ohne Zweifel. — Und welche Bilder wird man mit mehr Vergnügen betrachten, diejenigen, aus welchen ein edler, guter und liebenswürdiger, oder aber ein niedriger, schlechter und hassenswerther Charakter hervor schimmert? — Ohne Vergleichung lieber die erstern.

Ein andermal kam er in die Werkstätte des Bildhauers Kleiton, mit welchem er folgende Unterredung begann: Ich sehe da, lieber Kleiton, was ich zwar ohnehin schon wußte, daß deine Statuen anders aussehen, wenn sie Wettläufer, und anders, wenn sie Ringer oder Faustkämpfer oder Pankratiasten vorstellen sollen. Allein wie du ihnen das mittheilest, was das Aug des Kenners am meisten anzieht und befriedigt, daß sie nähmlich zu leben scheinen, das möchte ich gerne von dir hören. — Da Kleiton die Antwort nicht so gleich zu finden wußte, fuhr Sokrates also fort: Nimmst du etwa lebende Menschen zum Muster, und trachtest durch Nachbildung deinen Statuen den Schein des Lebens mitzutheilen? — In der That, das mache ich so. — Und wie nun dieß?

Etwa so, daß du das Spiel der Muskeln, in wie fern es bey den verschiednen Stellungen und Haltungen des Körpers, durch Erhebung und Senkung, durch Einziehung und Erweiterung, durch Spannung und Nachlassung gewisser Theile sich äussert, nachahmst, und so deinen Nachbildungen eine überraschende Aehnlichkeit mittheilst? — Wirklich mache ich es so. — Gewährt nicht auch der Ausdruck der Gemüthsbewegungen an Körpern, die in Handlung gesetzt sind, in der Nachahmung ein großes Vergnügen? — Das hat keinen Zweifel. — Man wird sich also bestreben müssen, das drohende Aug' des Kämpfenden, so wie die frohe Miene des Siegers nachzubilden? — Unstreitig. — Folglich ist es das Geschäft des Bildhauers, in seinem Bilde den Zustand der Seele darzustellen.

Ein andermal kam er in die Werkstätte des Panzermachers Peistias, welcher ihm einige wohlgemachte Panzer vorzeigte. — Wahrhaftig, sprach Sokrates, eine schöne Erfindung; ein Panzer, der diejenigen Theile des Körpers deckt, welche der Bedeckung bedürfen, ohne den freyen Gebrauch der Hände zu hindern. Indessen sage mir, lieber Peistias! wie kommt es, daß du deine Panzer theurer verkaufest als andre, da du sie doch weder stärker noch kostbarer machest? — Das kommt daher, antwortete Peistias, weil ich das Ebenmaß besser beobachte als andre. — Und wodurch bewährst du den Käufern das

Ebenmaß, daß sie dir mehr zahlen? etwa durch Maß oder Gewicht, denn du kannst sie doch nicht alle gleich machen, wenn sie anders passen sollen. — Freylich müssen sie passen; ohne dieß taugt ein Panzer nichts. — Nun sind aber ja einige Körper wohl, andre übel gestaltet? — Unstreitig. — Wie kannst du denn machen, daß ein Panzer, der zu einem übelgestalteten Körper paßt, zugleich das Ebenmaß hält? — Gerade so wie ich mache, daß er paßt; denn der passende ist es, welcher das Ebenmaß hält. — Wie es scheint, so denkst du dir das Ebenmaß nicht als etwas für sich bestehendes, sondern immer in Beziehung auf den, welcher von der Sache Gebrauch macht. So würdest du zum Exempel von einem Schilde sagen, daß er für den, welchem er paßt, das Ebenmaß halte; so von einem Kriegsrock, und von jeder andern Sache. Uebrigens möchte vielleicht damit, daß deine Panzer gut anpassen, noch ein andrer, nicht unbedeutender Vortheil verbunden seyn. — Und welcher? ich bitte dich, lieber Sokrates, sage mir das. — Diejenigen, welche dem Körper anpassen, drücken, bey gleichem Gewicht, weniger als die, welche nicht passen. Die letztern lasten auf den Schultern, oder pressen irgend einen andern Theil des Körpers, und sind daher lästig und unbehilflich; die passenden hingegen vertheilen das ganze Gewicht auf Schlüsselbeine, Achseln, Schulterblätter, Brust, Rücken und Bauch, und legen sich nicht so sehr wie

eine Last auf den Körper, als sie, gleich einer Bekleidung, demselben sich anschmiegen. — In der That, du hast gerade das vollkommen ausgedrückt, weßwegen ich meine Arbeit höher schätze. Gleichwohl kaufen einige lieber bunte und vergoldete Panzer. — Nun, sagte Sokrates, wenn sie diese den passenden vorziehen, so kaufen sie, meines Ermessens, ein buntes und vergoldetes Uebel. Aber, fuhr er fort, da der Körper nicht immer die gleiche Lage hält, sondern bald gekrümmt, bald aufrecht steht, wie können denn knapp anliegende Panzer passen? — Das können diese freylich nicht. — Ah! ich verstehe; du nennst passende Panzer nicht die, welche knapp anliegen, sondern die, welche in keiner Bewegung hinderlich sind? — Gerade so meine ich es, lieber Sokrates; nun verstehst du mich vollkommen.

XI.

Es hatte einst jemand in Gegenwart des Sokrates, einer schönen Weibesperson mit Nahmen Theodote erwähnt, welche sich in der Stadt befände, und sich zu den äussersten Gunstbezeugungen gewinnen ließe. Die Schönheit des Weibes, sagte er, gehe über allen Ausdruck; die Mahler gehen zu ihr hin, um sie abzubilden, und sie lege von ihren Reitzen ihnen alles zur Schau, was sie mit Anstand zeigen könne. Nun, da müssen wir gehen, und selbst sehen, sprach Sokra-

tes; denn was über allen Ausdruck gehet, davon erlangt man durch das Ohr keinen Begriff. Ihr könnt nicht bereitwilliger seyn mir zu folgen, als ich es bin euch hinzuführen, sagte jener. So fort gingen sie zur Theodote, und fanden sie eben vor einem Mahler stehend. Nachdem dieser aufgehört hatte zu mahlen, so sprach Sokrates: Sind wir der Theodote Dank schuldig, daß sie uns ihre Schönheit sehen ließ, oder ist sie es uns, daß wir sie in Augenschein nahmen? Wenn sie mehr Nutzen davon hat, sich sehen zu lassen, so muß sie uns dafür Dank wissen; und haben wir mehr davon sie gesehen zu haben, so müssen wir es ihr. Da nun jemand diese Bemerkung richtig fand, so fuhr Sokrates fort: Fürs erste hat sie bereits Lob von uns gewonnen; und wenn wir die Sache mehrern bekannt machen, so wird sie noch größern Nutzen davon haben. Wir hingegen sind schon jezt lüstern, das, was wir gesehen haben, auch zu betasten; wir nehmen eine beunruhigende Stachel mit uns weg, und werden, wenn wir fort sind, uns zurücksehnen. Nun beym Zeus, erwiederte Theodote, wenn dem so ist, so werde ich euch Dank wissen müssen.

Sokrates, welcher ihren kostbaren Schmuck, die nicht gemeine Kleidung und Bedienung ihrer Mutter, welche auch zugegen war, die vielen gut aussehenden, nichts weniger als nachlässig gehaltenen Sklavinnen, und die mit allen Geräthschaften reichlich ausgerüstete Wohnung bemerkte, sprach: Sage mir, Theodote, hast

du ein Landgut? — Das habe ich nicht. — Aber ein Haus, welches dir einträgt? — Auch kein Haus, sprach sie. — Aber Sklaven, welche Künste treiben? — Auch keine solche, war die Antwort. — Woher bestreitest du denn deinen Aufwand? — Mein ganzes Vermögen beruht auf der Freygebigkeit bald dieses, bald jenes Freundes. — Beym Zeus, ein schönes Besitzthum! welches viel mehr werth ist, als der Besitz von Rindern und Ziegen. Aber sage mir, überläßt du es dem Zufall, ob dir hier und da ein Freund, gleich einer Mücke, ins Garn fliege; oder bedienest du dich dazu eines Kunstmittels? — Und wie könnte ich wohl dazu ein Kunstmittel erfinden? — O beym Zeus, viel leichter noch als die Spinnen. Du weißt doch, auf welche Weise sie ihre Nahrung erhaschen? Sie weben feine Netze, und, was darein fällt, dient ihnen zur Nahrung. — Und willst du denn auch mir etwa rathen ein solches Fangnetz zu weben? — Glaube nur nicht, daß der köstliche Fang, die Freunde, so ohne alle Kunst sich erbeuten lasse. Weißt du doch wie vielfacher Mittel die Jäger sich bedienen, um eine so schlechte Beute, als ein Haase ist, zu erjagen? Weil sie zu Nacht weiden, so schaffen sie sich nächtliche Hunde an, um sie zu fangen; und weil sie bey Tage wieder davon laufen, so sehen sie sich nach andern Hunden um, welche sie, nachdem sie in ihre Lager zurückgekehrt sind, daselbst aufspüren; und da sie durch ihre Schnellfüßigkeit, so bald man sie an-

sichtig wird, entwischen, so schaffen sie sich wieder andre schnellfüßige Hunde an, welche sie im Laufe erhaschen. Da aber auch so noch einige entwischen, so stellen sie noch Garne auf die Pfade, auf welchen sie entfliehen, damit sie sich darin fangen. — Und welches von diesen Mitteln könnte mir wohl dienen, um dadurch Freunde zu fangen? — Wenn du, statt eines Hundes, nach jemandem dich umsähest, welcher begüterte Liebhaber der Schönheit aufspürte, und dir sie ins Netz zu jagen trachtete. — Und was für ein Netz habe ich denn? — Wahrhaftig ein sehr gut geflochtenes; deinen Körper, und in diesem eine Seele, welche dich unterrichtet, wie du durch Blicke gefallen, und durch Reden ergötzen könnest; wie du den, der sich deiner annimmt, liebreich aufnehmen, dem Habsüchtigen die Thüre verschliessen, den Kranken sorgfältig verpflegen, mit dem, der etwas schönes gethan hat, die Freude darüber theilen, und dem, der für dich besorgt ist, von ganzem Herzen dafür dankbar seyn müssest. Daß du nicht bloß wohllüstig, sondern auch freundschaftlich zu lieben verstehest, das weiß ich; und daß du nicht bloß durch Worte, sondern auch durch Handlungen andre zu gewinnen wissest, sehe ich daraus, daß du sehr achtungswerthe Freunde hast. — Nun, beym Zeus, ich mache gleichwohl von keinem dieser Mittel Gebrauch. — O freylich, das macht einen großen Unterschied, daß man den Menschen nach seiner Natur, und wie sich's gebührt,

zu behandeln wisse; denn mit Gewalt lassen Freunde sich weder fangen noch fest halten. Diese Art von Gewild kann nur durch Wohlthun und angenehme Empfindungen ins Garn gelockt und anhänglich gemacht werden. — Das ist wahr, sprach sie.

Du mußt also, fuhr er fort, von denen, welche sich deiner annehmen, nur solche Dienste erwarten, welche sie wenig kosten; und zweytens, ihre Dienste auf eine ähnliche Weise erwiedern. Auf diese Art wirst du sie am leichtesten gewinnen; sie werden dich am längsten lieben, und besonders gegen dich sich freygebig erzeigen. Vorzüglich angenehm werden ihnen deine Gunstbezeugungen seyn, wenn du ihnen nur im Falle des Bedürfnisses willfahrest. Weißt du doch, daß die angenehmsten Speisen ohne Appetit genossen unschmackhaft sind, und, nach der Sättigung, Eckel erregen, da man hingegen auch die schlechtesten angenehm findet, wenn man den Hunger abwartet. — Und wie kann ich denn Hunger nach meinen Gunstbezeugungen erregen? — Freylich beym Zeus kannst du das, sprach Sokrates, wenn du sie, die Gesättigten, weder geniessen läßt, noch ihrer gegen sie erwähnest, bis sie nach der Sättigung so lange sich enthalten haben, daß sie wieder das Bedürfniß fühlen, und hiernächst, wenn du diejenigen, welche das Bedürfniß fühlen, mit äusserster Sittsamkeit daran erinnerst, und ihnen so lange ausweichest, bis das Bedürfniß dringend wird. Denn die gleichen Geschenke

werden sehr ungleich aufgenommen, wenn sie eher gegeben als verlangt werden. — Wolltest du nicht, lieber Sokrates, sprach sie, auf meiner Jagd nach Freunden mein Gehilfe seyn? — O ja, antwortete er, wofern du mich dazu bereden kannst. — Und wie kann ich dazu gelangen? — Darüber mußt du selbst nachdenken, und auf Mittel sinnen, wenn du meiner bedarfst. — Komm nur, sagte sie, oft zu mir. — Ach, liebe Theodote, erwiederte Sokrates, indem er ihre Geschäftlosigkeit in einen Scherz zog, ich finde eben nicht so leicht Musse; denn eine Menge so wohl öffentliche als Privatgeschäfte nehmen meine Zeit in Beschlag. Ueberdieß habe ich gewisse Freundinnen, welche mich weder bey Tage noch bey Nacht von sich lassen, und die ich Liebestränke mischen, und Zauberformeln aussprechen lehre. — Und verstehst du dich denn auch auf dergleichen Künste, lieber Sokrates? — Was denkst du wohl, sprach er, daß die Ursache sey, warum diese beyden Freunde, Apollodoros und Antisthenes, hier, mir nimmer von der Seite weichen, und warum Simmias von Thebä her zu mir kommt? Sey versichert, daß dieß ohne eine Menge von Liebestränken und Jünxe nicht zugeht. — Leihe mir, sprach sie, doch deinen Jünx, damit ich allererstens durch ihn dich herbeyziehe. — O, erwiederte er, ich will nicht zu dir herbeygezogen seyn; du sollst zu mir kommen. — Sehr gerne, sprach sie, wenn du mich nur annehmen willst. — Das werde

ich, erwiederte er, wenn nicht etwa eine liebere Freundinn bey mir ist.

XII.

Als er einst dem Epigenes, einem seiner jüngern Freunde, welcher von schwächlichem Körper war, begegnete, redete er ihn folgender Maßen an: Dein Aussehen ist sehr gemein, lieber Epigenes! — Ich bin aber auch nur ein gemeiner Mann, (welcher für sich lebt) erwiederte dieser. — Das bist du, fuhr Sokrates fort, so wenig als diejenigen, welche im Sinne haben in den olympischen Spielen als Kämpfer aufzutreten. Oder scheint dir der Kampf auf Tod und Leben, zu welchem die Athener über kurz oder lange dich auffordern werden, etwas geringes? Nicht wenige büßen ja im Kriege, weil sie einen schwachen und ungeübten Körper haben, ihr Leben ein, oder retten es mit Schande. Viele gerathen aus eben demselben Grunde in Gefangenschaft. Bleiben sie darin, so ist für die ganze übrige Lebenszeit die härteste Sklaverey ihr Loos; erkaufen sie ihre Freyheit mit Summen, welche manchmal ihr ganzes Vermögen übersteigen, so fallen sie in die drückendste Noth, und müssen dürftig, und selbst der unentbehrlichsten Bedürfnisse beraubt, den Rest des Lebens dahin schmachten. Noch andre kommen in übeln Ruf, weil man das, was die Folge eines vernachlässigten Körpers ist, auf Rechnung der Feig-

heit schreibt. Dünken dich nun diese Nachtheile eines schwachen und ungeübten Körpers unbedeutend, und hoffst du dich leicht darein schicken zu können? Was mich betrift, so scheinen mir alle die Beschwerlichkeiten, womit ein gesunder und starker Körper erkauft werden muß, weit weniger beschwerlich und bitter zu seyn als jene. Oder glaubst du, daß ein ungeübter Körper der Gesundheit zuträglicher und in andern Rücksichten brauchbarer sey als ein geübter? Oder legst du den Vortheilen, welche der letztere gewährt, gar keinen Werth bey? Was ich von denen, die ihren Körper vernachlässigen, gesagt habe, das verhält sich bey denen, die die Kräfte desselben entwickelt haben, gerade umgekehrt. Sie sind gesund und stark. Im Kriege retten sie sich sehr oft mit Ehren, oder ziehen sich glücklich aus Verlegenheiten. Sie kommen oft in den Fall Freunde zu schützen, oder dem Vaterland wichtige Dienste zu leisten. Dadurch erwerben sie sich Dank und Achtung; die schönsten Belohnungen werden ihnen zu Theile, ihr übriges Leben ist vergnügt und geehrt, und ihren Kindern hinterlassen sie die schönsten Aussichten zu ihrem eignen Glücke. Wenn auch der Staat keine öffentlichen kriegerischen Uebungen veranstaltet, so ist es gleichwohl nicht wohlgethan dieselben für sich zu vernachlässsgen. Denn bey keiner andern Art von Anstrengung, bey keinem Geschäfte wirst du es bereuen deinen Körper geübt zu haben. Bey allem was der Mensch thut, gebraucht er den

Körper; und bey jeder körperlichen Verrichtung kommt sehr viel darauf an, daß der Körper sich in dem beßtmöglichen Zustand befinde. Weiß doch jedermann, daß selbst da, wo, wie man glauben sollte, der Körper am wenigsten mitwirkt, beym Denken, manche wichtige Fehltritte auf Rechnung eines kranken Körpers fallen.

Und eben so oft ist es eine Folge körperlichen Uebelbefindens, wenn Vergeßlichkeit, Muthlosigkeit, finstre Laune und Wahnsinn sich der Seele in einem solchen Grade bemächtigen, daß sie ihre Kenntnisse und Fertigkeiten darüber einbüßt. Wessen Körper hingegen sich in einem guten Zustande befindet, der ist nicht nur vor diesen Folgen körperlicher Schwachheit völlig gesichert, sondern darf auch auf die denselben entgegengesetzten Vortheile Rechnung machen. Und welcher richtig denkende würde um dieser willen nicht gerne sich allen Beschwerlichkeiten unterziehen? Setze noch hinzu, daß es eine Schande ist, durch Vernachlässigung des Körpers ein Greis zu werden, ohne sich jemals in dem Zustande der höchsten Entwicklung körperlicher Kraft und Schönheit gesehen zu haben; und sehen wird dieß keiner, der seinen Körper vernachlässiget; denn von selbst giebt sich das nicht.

XIII.

Es war jemand sehr ungehalten, daß ein gewisser Mensch ihm den Gruß nicht erwiedert hatte. Ey wie lächerlich! sagte Sokrates. Wenn ein Mensch mit einem mißgestalteten Körper dir aufstieße, du würdest wohl nicht auf ihn zürnen; aber da dir ein ungeschliffener Mensch mit einer übel geschaffenen Seele in den Wurf kommt, so kann dich das verdrießen.

Ein andrer beklagte sich, daß ihm das Essen nicht schmecke. Dafür, sprach Sokrates, weiß Akumenos ein bewährtes Mittel. — Und was denn für eines? fragte jener. — Man hört für einmal auf zu essen, sagte Sokrates, so wird man nicht nur wieder mit Lust essen, sondern auch zugleich wohlfeiler und gesunder leben.

Noch ein andrer klagte, daß das Trinkwasser in seinem Brunnen zu warm sey. Wenn du also warm baden willst, sagte Sokrates, so hast du das Wasser zur Hand. — Ja, erwiederte jener, zum Baden ist es zu kalt. — Aber beschweren sich deine Dienstbotten denn auch, wenn sie es zum Trinken oder Baden gebrauchen? — Im Gegentheil habe ich mich oft verwundert, wie gerne sie es in beyden Fällen gebrauchen. — Und welches Wasser ist denn wohl das wärmere, das im Tempel des Asklepias oder das deinige? — Das erstere. — Nun, so gebe ich dir es zu bedenken, daß allem Ansehen nach nicht nur deine Dienstbotten, sondern auch die Kranken weniger schwierig sind, als du.

Jemanden, der seinen Bedienten empfindlich züchtigte, fragte Sokrates, warum er so sehr auf ihn zürnte? — Weil er, sagte jener, ein Leckermaul, und doch eine solche Schlafmütze, auf das Geld erpicht, und doch ein solcher Müssiggänger ist. — Hast du, sagte Sokrates, es auch schon bedacht, bey wem die Schläge besser angebracht wären, bey dir oder bey deinem Bedienten?

Jemandem war wegen der Reise nach Olympia bange. Und was macht dir denn bange? fragte Sokrates. Etwa das Gehen? gehst du doch auch zu Hause beynahe den ganzen Tag herum! Eben so wirst du auch auf dieser Reise gehen, hernach das Mittagsmahl nehmen, wieder gehen, hernach zu Nacht essen, und endlich ausruhen. Begreifst du nicht, daß, wenn du die Spaziergänge, die du in fünf bis sechs Tagen machest, zusammen reihetest, du ganz gemächlich von Athen bis nach Olympia kommen würdest? Uebrigens wird es gerathener seyn, eher einen Tag früher als später abzureisen. Denn die Tagreisen verlängern zu müssen, ist beschwerlich; hingegen fühlt man sich durch die Zugabe eines Tages nicht wenig erleichtert. Besser also, man eile mit der Abreise, als unter Weges.

Ein andrer klagte, daß er von einer weiten Reise übel mitgenommen wäre. Sokrates fragte ihn, ob er schwer getragen hätte? — Ey behüte! sagte jener; mein Kleid, weiter nichts. — Machtest du die Reise

allein, oder mit einem Bedienten? — Mit einem Bedienten. — Und dieser? ging er ledig, oder mit etwas beladen? — Beladen, versteht sich, mit den Teppichen und dem übrigen Geräthe. — Und wie bekam denn diesem die Reise? — Dem Ansehen nach, besser als mir. — Nun, wie würde dir's denn erst ergangen seyn, wenn du seine Bürde hättest tragen müssen? — Schlimm genug, denke ich; oder vielmehr, ich wäre darunter erlegen. — Ey, und ein in der Kampfschule geübter Mann, der sollte so viel minder ertragen mögen, als ein Sklave!

XIV.

Bey einem gemeinschaftlichen Gastmahle, wozu einige an Fleischspeisen und andern Gerichten von der Art geringe, andre große Beyträge gesandt hatten, befahl Sokrates dem Aufwärter die kleinen Schüsseln aufzusetzen, und jedem davon seinen Antheil zu reichen. Da nun die, welche viel mitgebracht hatten, es für unschicklich fanden, an dem aufgesetzten Theil zu nehmen, und das ihrige zugleich für sich zu behalten, so liessen sie ihren Beytrag gleichfalls aufsetzen. Dieß hatte die natürliche Wirkung, daß, da sie vor denen, welche wenig gebracht hatten, nichts zum beßten behielten, sie in Zukunft auch nicht mehr so viel mitbrachten.

Sokrates hatte einst bemerkt, daß einer der Tischgenossen aufhörte Brod zu essen, und nun Fleisch

und andre Speisen allein aß. Da nun gerade von der genauen Bestimmung verschiedener Wörter die Rede war, so fragte Sokrates: Was mag es wohl seyn, meine Freunde, wodurch einer mit Recht verdienen kann ein Leckermaul zu heißen? Jedermann ißt ja zum Brode auch Fleisch und andre leckerhafte Speisen, wenn er sie hat; aber ein Leckermaul heißt er doch deßwegen, wie ich denken sollte, noch nicht. — Gewiß nicht, sagte einer der Anwesenden. — Allein, fuhr Sokrates fort, wenn einer Fleisch und andre Speisen allein und ohne Brod ißt, und zwar nicht aus athletischen Gründen, sondern dem Gaumen zu gefallen, ist er ein Leckermaul oder nicht? — — Schwerlich ein andrer, sagte jener, wenn nicht dieser. — Aber, fiel jemand ein, wenn einer wenig Brod, und viele andre Speisen dazu ißt? — Auch der, sagte Sokrates, heißt, meines Bedünkens, mit Recht ein Leckermaul; und wenn andre die Götter um ein reiches Fruchtjahr bitten, so mag dieser um ein reiches Fleischjahr bitten. Der obenerwähnte junge Mensch glaubte zu bemerken, daß dieses ihm gälte, und hörte zwar nicht auf Fleisch und anders zu essen, aber er nahm auch ein wenig Brod dazu. Gebt doch ein wenig Acht, rief Sokrates, welcher dieß wahrnahm, ob euer Nachbar dort das Fleisch zum Brode, oder das Brod zum Fleisch ißt.

Ein andermal bemerkte er, daß einer der Tischgenossen aus mehreren Schüsseln zusammen Einen Bis-

sen mengte. Giebt es wohl, sagte er, eine andre Art köstlicher zu speisen, oder die Gerichte zu verderben, als wenn man einen aus mehreren ungleichartigen Schüsseln gemengten Bissen in den Mund steckt? Denn wer dieß thut, der nimmt mehrere Ingredienzien als die Köche, und speist also köstlicher; und wer das, was die Köche als widerwärtig niemals vermischen, zusammen nimmt, der handelt, wenn anders jene Recht haben, gegen die Regel, und vernichtet ihre Kunst. Ist es übrigens nicht lächerlich gut unterrichtete Köche anzuschaffen, und das, was sie nun gemacht haben, zu ändern, wenn man gleich von der Kunst nichts versteht? Inzwischen ist dieß nicht der einzige Nachtheil, welchen die üble Gewohnheit mehrere Gerichte auf einmal zu geniessen mit sich führt. Denn bey einem einfachen Tische wird man den Mangel empfinden, und sich nach jenem zusammengesetzten sehnen. Wer hingegen gewohnt ist von jedem Gerichte einzeln und unvermischt zu speisen, der wird, wenn nicht mehreres vorhanden ist, auch mit dem einzelnen sich leicht behelfen können.

Bey Gelegenheit machte er einst die Bemerkung: Was man gewöhnlich schmausen nenne, das heissen die Athener wohl leben. Das Wörtchen **wohl** müsse solche Speisen bezeichnen, welche weder der Seele noch dem Körper übel bekämen, und nicht schwer aufzutreiben wären. Wer also mit Mässigkeit esse, von dem sagte Sokrates, daß er wohl lebe.

Viertes Buch.

I.

Bey jedem Geschäfte und in jeder Rücksicht wußte Sokrates andern sich nützlich zu machen. Dieß war so auffallend, daß es einem auch nur halbweg verständigen Beobachter bald einleuchten mußte, daß sich von dem Umgang und Verkehr mit ihm überall und in jedem Falle die wichtigsten Vortheile ziehen lassen. Schon die bloße Erinnerung an ihn kam denen, welche an seinen Umgang und Unterricht gewohnt waren, auch in seiner Abwesenheit zu Statten. Auch war sein Scherz nicht minder unterrichtend als seine ernste Unterhaltung. So oft er nach seiner Gewohnheit die Rolle eines Liebhabers spielte, so war es immer unzweifelhaft, daß es nicht körperliche Reitze, sondern edle Anlagen des Herzens und Geistes seyen, was ihn anziehen. Bey Beurtheilung der Fähigkeiten nahm er den Maaßstab von einer schnellen Fassungskraft, von einem glücklichen Gedächtnisse, von einem lebhaften Triebe, über alles, was so wohl die Haushaltungskunst als die Staatsverwaltung betrift, sich ins klare zu setzen, und überhaupt von dem Geschick so wohl im Verkehr mit Menschen, als in mensch-

lichen Angelegenheiten, sich gut zu benehmen. Wer in diesen Stücken die Probe bestand, den hielt er bey hinzukommender Bildung für fähig, nicht nur sein Glück zu machen, und seinem Hause vorzustehen, sondern auch andre Menschen sowohl als ganze Staaten zu beglücken. Uebrigens richtete er sich in der Art, wie er jedem beyzukommen suchte, immer nach der Verschiedenheit der Personen. Wer auf seine natürlichen Fähigkeiten sich etwas zu gute that, aber seine Ausbildung vernachlässigte, den suchte er zu überzeugen, daß gerade die glücklichsten Anlagen der Bildung am meisten bedürften. Zum Exempel er sagte, wenn diejenigen Pferde, welche von Natur die treflichsten, das heißt die muthigsten und raschesten seyen, bey Zeiten zugeritten würden, so werden sie die brauchbarsten und beßten; geschehe dieß aber nicht, die unbändigsten und schlechtesten. Und nicht anders die Hunde; diejenigen von der beßten Art, welche auf die Jagd am meisten erpicht und dem Gewild auffätzig seyen, würden, wofern man sie gut abrichtete, die beßten und brauchbarsten Jagdhunde; allein sich selbst überlassen seyen sie zur Jagd untauglich, überschießen in der Hitze die Fährte, und lassen sich nicht behandeln. Die nämliche Bewandtniß habe es auch mit den Menschen. Die glücklichen Genien voll Charakter und durchgreifender Kraft in allem was sie beginnen, werden bey hinzukommender Bildung und Unterricht die treflichsten und nützlichsten Männer,

welche viel großes und gutes zu Stande brächten; ohne Bildung und Unterricht werden sie die schlimmsten und schädlichsten Menschen. Denn weil sie über die Pflichten nicht aufgeklärt seyen, so unternehmen sie oft etwas Böses, und als Leute von hohem Geiste und heftigem Charakter lassen sie sich weder zu rechte weisen, noch im Zaume halten. Hatte er es mit Leuten zu thun, welche, von ihrem Reichthum aufgebläht, keiner Bildung zu bedürfen wähnten, indem sie durch ihr Geld alles durchzusetzen und sich hinlängliche Achtung zu verschaffen hofften, so suchte er diese durch folgende Vorstellungen auf richtigere Gedanken zu bringen. Nur ein Thor, sagte er, könne sich vermessen, das was nützlich oder schädlich sey zu beurtheilen, ohne durch Unterricht Kenntniß von beyd m erlangt zu haben; nur ein Thor könne wähnen ohne diese Kenntnisse, bloß weil er durch sein Geld herbeyschaffen könne was ihm beliebe, auch das, was ihm zuträglich sey, zu bewirken. Nur ein Schwachkopf könne hoffen glücklich zu seyn, und alle Erfordernisse eines glücklichen Lebens vollkommen und reichlich sich herbey zu schaffen, wenn er gleich nicht im Stande sey, das was ihm zuträglich sey zu bewirken; nur ein Schwachkopf endlich könne sich schmeicheln bey aller seiner Unwissenheit bloß durch Reichthum den Credit eines brauchbaren Mannes erlangen, oder ohne diesen Credit bey den Menschen sich in Achtung setzen zu können.

II.

Wie Sokrates sich gegen diejenigen benahm, welche vollkommen gebildete Männer zu seyn glaubten, und auf ihr Wissen sich etwas rechtes zu gute thaten, davon mag folgendes zu Beyspiel dienen: Er wußte, daß Euthydemos, der Schöne genannt, der sich einen ansehnlichen Vorrath von den Schriften der berühmtesten Dichter und Sophisten gesammelt hatte, sich schon um dessentwillen einbildete gelehrter als seine Altersgenossen zu seyn, und sicher darauf rechnete als Redner und als Geschäftsmann sie einst alle weit hinter sich zu lassen. Zugleich hatte er bemerkt, daß Euthydemos, da seine Jugend ihn von den Versammlungen noch ausschloß, so oft er etwas durchgesetzt wissen wollte, sich in eine der Versammlungen nahe gelegene Werkstätte eines Riemers begab. Dahin verfügte sich also auch Sokrates in Begleite einiger seiner Freunde. Hier ward nun einst von jemand die Frage aufgeworfen, ob Themistokles durch den Umgang und den Unterricht irgend eines weisen Mannes oder einzig durch sein Genie unter seinen Mitbürgern sich so sehr ausgezeichnet habe, daß der Staat, so oft er eines Mannes bedurfte, sogleich die Augen auf ihn warf? Darauf sagte Sokrates, in der Absicht den Euthydemos ein wenig zu necken, man müßte wohl einfältig seyn, um zu glauben, daß, da man es in

den unbedeutendsten Künsten ohne Lehrer nie zu etwas namhaftem bringen könne, die wichtigste von allen, nämlich die Kunst den Staat zu regieren, sich so von selbst gebe. — Ein andermal, da er bemerkte, daß Euthydemos bey Seite ging, um den Schein zu vermeiden, als ob er sich aus den Einsichten des Sokrates viel mache, so sagte er: Daß dieser Euthydemos, wenn er einmal das gehörige Alter erreicht hat, bey öffentlichen Berathschlagungen seine Meinung nicht schuldig bleiben werde, darüber, meine Freunde! läßt uns sein bisheriges Thun und Treiben nicht im Zweifel. Dadurch, daß er den Schein von irgend jemanden etwas zu lernen sorgfältig vermeidet, scheint er mir einen stattlichen Eingang zu seinen Staatsreden vorzubereiten. Ohne Zweifel wird er das Erstemal also beginnen: „Zwar habe ich, ihr Athener, niemals von irgend jemand etwas gelernt, habe nie den „Umgang mit Leuten gesucht, welche ich als Redner „oder als Staatsmänner rühmen hörte, auch nie mich „in der Classe einsichtsvoller Männer nach einem Leh„rer umgesehen. Im Gegentheil habe ich stets und „immer nicht nur mich gehütet von wem es wäre ir„gend etwas zu lernen, sondern auch sogar den Schein „davon vermieden. Dessen ungeachtet will ich euch „jezt einen Rath ertheilen, so wie er mir gerade von „selbst einfällt." Ein solcher Eingang würde sich wohl auch für jemanden schicken der sich zu dem Amte eines öffentlichen Arztes empfehlen wollte. Ganz

zweckmässig würde ein solcher seine Rede mit diesen Worten beginnen: „Zwar habe ich, ihr Athener, „von keinem Menschen jemals die Arzneykunst erlernt, „noch mich unter den Aerzten um einen Lehrer umgesehen; im Gegentheil habe ich stets und immer nicht „nur mich gehütet von einem Arzt die Kunst zu erlernen, sondern auch sogar den Schein, sie lernen zu „wollen, vermieden. Dessen ungeachtet ersuche ich „euch mir das Amt eines Arztes zu übertragen. Ich „werde trachten die Kunst durch Experimente, die ich „mit euch vornehmen will, zu erlernen.“ Dieser Eingang erregte unter den Anwesenden ein allgemeines Gelächter.

Ohngeachtet es nun bald klar war, daß Euthydemos auf das, was Sokrates sprach, achte, so hütete er sich gleichwohl noch immer einen Laut von sich hören zu lassen, weil er durch Schweigen sich desto mehr geltend zu machen hoffte. Sokrates wollte ihm auch dieses verleiden, und sagte daher einst: Ist es nicht seltsam, daß, wer das Lautenspiel oder die Flöte, oder die Reitkunst, oder irgend etwas anders von der Art zu erlernen trachtet, die Kunst, worin er sich auszuzeichnen wünscht, nicht bloß für sich allein, sondern auch unter der Aufsicht berühmter Meister unablässig übt, und, überzeugt, daß er auf keinem andern Wege zu einiger Vollkommenheit gelangen könne, alles thut und duldet, um der Anleitung dieser Meister zu geniessen, und daß hingegen gewisse

Leute, welche geschickte Redner und Staatsmänner werden wollen, sich einbilden ohne Vorbereitung und Uebung von selbst und von Einemmal diese Künste ausüben zu können? Und gleichwohl ist, wie man glauben sollte, die Ausübung dieser Künste um so viel schwieriger als jener, um wie viel kleiner, bey einer grössern Menge von Liebhabern die verhältnißmässige Anzahl derer ist, welche das vorgesetzte Ziel erreichen. Die letztgenannten Künste müssen also wohl mehreren Fleißes und größerer Anstrengung bedürfen als jene.

Diese und dergleichen Reden hörte Euthydemos anfänglich, wie gesagt, stillschweigend an. So bald nun Sokrates merkte, daß er dabey nicht ungern verweilte und aufmerksam zuhörte, so ging er einmal ganz allein in die Werkstätte; Euthydemos setzte sich neben ihn, und Sokrates begann also: Ist es wahr, lieber Euthydemos, was ich höre, du habest eine Menge von Schriften berühmter Gelehrten gesammelt? Allerdings, sagte Euthydemos, und ich sammle noch immer, um sie einst so vollständig als möglich zu besitzen. Nun bey der Here, sprach Sokrates, das gefällt mir an dir, daß du dir lieber Schätze von Kenntnissen als von Gold und Silber sammeln willst; denn da mußt du wohl überzeugt seyn, daß Gold und Silber den Menschen um nichts besser macht, daß hingegen die Lehren weiser Männer den Geist dessen, der sie inne hat, mit mancherley Vor=

zügen bereichern. Euthydemos hörte dieß sehr gerne; Sokrates, meinte er, glaube von ihm, daß er sich auf dem rechten Weg befinde, um ein gelehrter Mann zu werden. Sokrates, dem es nicht entging, daß dieses ihm schmeichle, fuhr also fort: Aber sage mir, lieber Euthydemos, was für ein Ziel hast du ins Aug' gefaßt, um dessentwillen du diese Schriften sammelst? Euthydemos dachte schweigend auf eine Antwort, und Sokrates fragte weiter: Etwa um ein Arzt zu werden? denn auch von Aerzten hat man ja viele Schriften? — Nein gewiß nicht, sagte Euthydemos. — Oder ein Architekt? denn auch dazu hat man Kenntnisse nöthig. — Auch das nicht. — Aber etwa ein geschickter Meßkünstler wie Theodoros? — Auch kein Meßkünstler. — Aber etwa ein Rhapsode? denn, wie ich höre, so hast du auch Homers Gedichte dir angeschaft. — Nein beym Zeus nicht. Die Rhapsoden können, ich weiß es, die Dichter treflich deklamiren; sonst aber sind sie die einfältigsten Tröpfe. — Oder, fuhr Sokrates fort, strebst du wohl gar nach den Vorzügen, wodurch man sich zu einem Staatsmann, Hausvater und Regenten bildet, und sich so in Stand setzt, nicht nur sich selbst, sondern auch andern nützliche Dienste zu leisten? — Gerade dieß ist es, lieber Sokrates, wornach ich nach allen Kräften strebe. — Beym Zeus! Da strebst du nach dem schönsten aller Vorzüge, und nach der größten aller Künste; es ist die Kunst aller Könige, und heißt die königs-

liche Kunst. Aber, setzte Sokrates hinzu, hast du auch schon überlegt, ob es möglich sey, ohne Gerechtigkeit diese Kunst zu besitzen? — Was sollte ich nicht? ist es ja ohne Gerechtigkeit nicht einmal möglich ein guter Bürger zu seyn. — Und wie? du bist also damit schon aufs Reine gekommen? — Ich denke wenigstens nicht minder gerecht zu seyn, lieber Sokrates, als irgend ein andrer. — Hat nicht ein gerechter Mann gewisse Verrichtungen, so wie zum Exempel ein Zimmermann die seinigen hat? — Allerdings. — Kann nun wohl ein Gerechter seine Verrichtungen nahmhaft machen, so wie ein Zimmermann die seinigen angeben kann? — Sollte ich etwa, sprach Euthydemos, die Verrichtungen der Gerechtigkeit nicht angeben können? Auch die Verrichtungen der Ungerechtigkeit will ich dir wahrhaftig angeben; denn dergleichen sucht und hört man täglich mehr als genug. — Nun gut, sprach Sokrates, wenn du willst setzen wir hier ein G, und dort ein U. Hernach tragen wir, was wir als eine Verrichtung der Gerechtigkeit erkennen, unter G, und die Verrichtungen der Ungerechtigkeit unter U. ein. — Wenn dieß zu unserm Zwecke nöthig scheint, so magst du es thun. Sokrates setzte die Buchstaben hin, und fragte alsdann: Geschieht es nicht etwa, daß die Menschen lügen? — O ja, sagte jener. — Wohin setzen wir nun dieses? sprach Sokrates. — Ganz natürlich, antwortete Euthydemos, unter die Ungerechtigkeit. — Auch

daß sie hintergehen? — Sicher. — Und dieses, wohin setzen wir es? — Versteht sich, war die Antwort, auch unter Ungerechtigkeit. — Und daß sie Schaden zufügen? — Auch dieß gehört eben dahin. — Und daß sie andre zu Sklaven machen? — Eben so. — Also von diesen Fällen kommt nichts unter Gerechtigkeit zu stehen, lieber Euthydemos? — Ey, das würde ja widersinnig seyn. — Nun setzen wir aber den Fall, daß ein Feldherr, welchem ein Kommando aufgetragen wäre, eine feindliche Stadt, welche uns Schaden zufügte, in den Zustand der Sklaverey versetzte, sollen wir dieß eine ungerechte Handlung heißen? — O nein. — Oder vielmehr eine gerechte? — Allerdings. Und wenn er sie im Felde hintergeht? — Auch dieß ist eine gerechte Handlung. — Und wenn er ihnen mit List oder Gewalt das Ihrige nimmt, handelt er da nicht auch gerecht? — Freylich; aber ich dachte vorhin, daß bey allen deinen Fragen nur die Freunde gemeint wären.

So müßten wir denn, sprach Sokrates, alles was wir unter Ungerechtigkeit gesetzt haben, unter Gerechtigkeit setzen? — In der That, so scheint es, sprach jener. — Wollen wir dieß also thun, und zugleich, wenn du meinst, diese Bestimmung festsetzen, daß es zwar gerecht sey gegen Feinde so zu handeln, nicht aber gegen Freunde, und daß man gegen die letztern im Gegentheil aufrichtig und offen zu Werke gehen müsse? — Unstreitig, sprach Euthydemos. — Allein

wie nun? fuhr Sokrates fort, gesetzt ein Feldherr, welcher sähe, daß seine Truppen muthlos wären, gäbe ihnen vor, daß Hilfstruppen heranrücken, und würde durch diese Lüge ihnen wieder Muth machen, wohin müssen wir diese Täuschung setzen? — Meines Bedünkens, sagte jener, unter Gerechtigkeit. — Gesetzt ferner, ein Vater würde seinen Sohn, welcher der Arzney bedürfte, aber sie nicht einnehmen wollte, täuschen, ihm die Arzney als Speise beybringen, und ihn dadurch gesund machen, wohin müssen wir diese Täuschung setzen? — Meines Erachtens, sagte der andre, eben dahin. — Noch mehr; gesetzt es hätte jemand einen schwermüthigen Freund, und diesem würde er aus Besorgniß, daß er Hand an sich legen könnte, durch List oder Gewalt ein Schwert oder irgend ein anderes Waffen entziehen, wohin gehört dieß? — Wahrhaftig, sagte jener, auch dieses gehört unter Gerechtigkeit! — Du meinst, auch gegen Freunde müsse man nicht immer offen und gerade handeln? — Nein, beym Zeus nicht. Ich nehme also das, was ich vorhin sagte, zurück, wenn es anders erlaubt ist. — Das sollte, sagte Sokrates, allerdings weit eher erlaubt seyn, als etwas unter die Rubrick zu zu setzen, unter welche es nicht gehört. Allein unter denen, welche ihre Freunde zu ihrem Schaden hintergehen, welcher ist wohl der Ungerechtere, der, welcher es vorsetzlich, oder der, welcher es ohne Absicht thut? Denn auch diese Frage darf nicht unerörtert blei-

ben. — Ich traue meinen Antworten kaum mehr, lieber Sokrates! denn über alles, wovon wir bis dahin sprachen, habe ich meine Meinung geändert. Gleichwohl will ich es wagen zu sagen, daß derjenige, welcher vorsetzlich lügt, ungerechter handle, als wer es ohne Absicht thut. — Was dünkt dich, giebt es auch eine Gerechtigkeitskunde, so wie es eine Sprachkunde giebt? — Mich dünkt ja! — Welchen hältst du nun für den Sprachkundigen, den, welcher mit, oder den, welcher ohne Vorsatz unrichtig liest und schreibt? — Unstreitig den erstern; denn dieser könnte es auch recht machen, so bald er wollte. — Also wer mit Vorsatz unrichtig schreibt, der ist sprachkundig, und wer es ohne Vorsatz thut, ist es nicht? — Das kann ja nicht anders seyn. — Und welcher weiß besser, was gerecht sey, der, welcher mit Vorsatz lügt und hintergeht, oder der, welcher es ohne Vorsatz thut? — Natürlich der erstere. — Nun sagst du ja, derjenige, welcher wisse, wie man lesen und schreiben müsse, sey sprachkundiger als der, welcher es nicht weiß? — Ja. — Hingegen sagst du, derjenige sey gerechter, welcher weiß, was gerecht ist, als der, welcher es nicht weiß? — Ich muß wohl; obgleich ich selbst nicht recht weiß, wie ich dazu komme. —

Sage mir nun, wenn jemand mit dem besten Willen, die Wahrheit zu sagen, in seinen Aeusserungen über eben dieselben Gegenstände sich nicht gleich bliebe; wenn er zum Beyspiel eben denselben Weg das

eine Wahl nach Osten, das andre nach Westen weisen würde, oder bey einer und eben derselben Rechnung bald eine größere, bald eine kleinere Summe herausbrächte, was würdest du wohl von ihm urtheilen? — Ganz natürlich, daß er das nicht wisse, was er doch zu wissen meine. — Kennst du auch solche Leute, die man nicht für besser als Sklaven hält? — O ja. — Und warum denn? um ihrer Kenntnisse oder um ihrer Unwissenheit willen? — Um der letztern willen, versteht sich. — Etwa wegen ihrer Unwissenheit in dem Schmiedehandwerk? — O nein. — Oder im Zimmerhandwerk? — Auch nicht. — Aber etwa im Schusterhandwerk? — Keines von allen; im Gegentheil, die meisten von denen, welche sich auf dergleichen Dinge verstehen, sind nicht besser als Sklaven. — Urtheilt man denn etwa so von ihnen, weil sie keine Kenntniß von dem haben, was gut und schön und recht ist? — Ich glaube ja. — So müssen wir denn alle Kräfte aufbieten, um zu verhüten, daß man uns nicht für nicht besser als Sklaven halte.

Bey den Göttern, lieber Sokrates, ich hielt mich fest überzeugt mir die Kenntnisse erworben zu haben, auf welchen die vollkommne Ausbildung eines wackern und wahrhaft edeln Mannes beruhe. Wie denkst du nun daß mir zu Muthe sey, da ich sehe, daß ich durch meine bisherigen Bemühungen es nicht so weit gebracht habe, um Fragen über Dinge, die jedem bekannt seyn sollten, zu beantworten, und gleichwohl

nicht weiß, welchen andern Weg ich einzuschlagen habe, um dem Ziele meiner Ausbildung näher zu kommen? — Sage mir, lieber Euthydemos, sprach Sokrates, bist du etwa auch schon zu Delphy gewesen? — O ja, schon zweymal. — Hast du auch jene Worte: „Lerne dich selbst kennen" bemerkt, welche irgendwo an dem Tempel stehen? — O ja. — Und hat diese Aufschrift nicht deine Aufmerksamkeit erregt? hast du nie versucht darüber nachzudenken, wer und was du seyest? — Nein wahrhaftig nicht; das glaubte ich schon vollkommen zu wissen, denn wenn ich mich selbst nicht kennte, so möchte ich wohl schwerlich Kenntniß von irgend etwas anderm haben. — Was dünkt dich? heißt das schon sich selbst kennen, wenn man seinen Namen weiß, oder verhält es sich damit etwa folgender Maaßen? Wer zum Beyspiel ein Pferd kaufen will glaubt es nicht eher zu kennen, bis er untersucht hat ob es lenksam oder unbändig, stark oder schwach, flüchtig oder schwerfällig sey; kurz, wie es in Absicht auf alle Vorzüge oder Mängel, welche ein taugliches Pferd haben oder nicht haben muß, beschaffen sey. Kennt etwa gleichermaassen auch nur derjenige sich selbst, welcher seine Kräfte kennt und weiß ob er ein brauchbarer und nützlicher Mensch sey oder nicht? — So scheint mirs allerdings; wer seine Kräfte nicht kennt, der kennt sich selbst nicht. — Ist es nicht ferner klar, daß diese Selbstkenntniß dem Menschen im höchsten Grade vor-

theilhaft, so wie der Mangel derselben im höchsten Grade nachtheilig sey? Denn wer sich selbst kennt, der weiß auch, was ihm nöthig und zuträglich ist, und was er leisten oder nicht leisten kann. Er befaßt sich mit nichts, als was er versteht; ist im Stande seine Bedürfnisse zu befriedigen, und befindet sich dabey wohl. Er unternimmt nichts, dem er nicht gewachsen ist; nichts mißlingt ihm; nie wird er in seinen Sachen übel fahren. Und da er eben so wohl im Stande ist andre Menschen zu prüfen, so weiß er sie auch zu benutzen, Gutes zu erziehlen, und Böses zu wenden. Wem es aber an dieser Selbstkenntniß fehlt, wer sich in der Schätzung seiner Kräfte täuscht, der wird in Rücksicht auf Menschen und menschliche Angelegenheiten nicht besser daran seyn. Er weiß weder was er bedarf, noch was er thut, noch mit wem er es zu thun hat. In allem macht er Mißgriffe, verfehlt das Gute, wornach er strebt, und stürzt sich selbst ins Unglück. Wer nun ferner mit Sachkenntniß und Einsicht handelt, der gelangt zu seinem Zwecke, und setzt sich in Ehre und Ansehen. Männer von gleichen Einsichten haben gerne mit ihm Verkehr. Die, welche in ihren Geschäften nicht glücklich sind, suchen seinen Rath, überlassen ihre Angelegenheiten seiner Leitung, setzen die Hoffnung eines glücklichen Fortkommens auf ihn, und schenken ihm ihre Achtung und Liebe. Wer hingegen ohne Einsicht handelt, seine Maaßnahmen schlecht wählt, der kommt dadurch nicht

nur zu Schaden und Nachtheil, sondern verliert alle Achtung, macht sich lächerlich, und geräth Zeitlebens in Verachtung und Schande. Weiß man doch, wie es ganzen Staaten geht, wenn sie aus unrichtiger Schätzung ihrer Kräfte mit Mächtigern sich in Krieg einlassen; sie gehen entweder zu Grunde oder werden unterjocht.

O gewiß, lieber Sokrates, mir scheint es eine Sache von der äussersten Wichtigkeit zu seyn sich selbst zu kennen; allein womit man diese Selbstprüfung anfangen müsse, darüber wünschte ich wohl von dir belehrt zu werden. — Ohne Zweifel, sprach Sokrates, weißt du doch, welche Dinge Güter, und welche Uebel sind? — Ey ja doch! wenn ich das nicht wüßte, so wäre ich ja unwissender als ein Sklave. — Nun gut, so unterrichte denn auch mich davon. — Das soll mich wenig kosten. Fürs erste halte ich gerade Gesundheit für ein Gut, Krankheit für ein Uebel. — Hiernächst urtheile ich eben so von den Speisen, Getränken und der Lebensordnung, welche das eine oder das andre bewirken; die welche der Gesundheit zuträglich sind, halte ich für ein Gut, die welche krank machen, für ein Uebel. — Also sind Gesundheit und Krankheit, in wie fern sie Gutes bewirken, ein Gut, und in entgegengesetztem Falle ein Uebel. — Aber wie könnte denn wohl Gesundheit etwas böses, oder Krankeit etwas gutes bewirken? — Freylich. Zum Beyspiel es hat einer, um von vielen

ähnlichen Fällen nichts zu sagen, weil er sich gesund und stark fühlte, einen mißlungnen Feldzug, oder eine verunglückte Schiffahrt mitgemacht, und darüber das Leben eingebüßt; ein andrer, welcher kränklich und schwach war, blieb zurück, und behielt es. — Das ist wahr, dagegen kann aber auch der, welcher gesund und stark ist, an glücklichen Unternehmungen Theil haben, auf welche, wer kränklich und schwach ist, Verzicht leisten muß. — Folglich sind diese Dinge bald nützlich, bald schädlich, und also nicht minder ein Uebel als ein Gut. — In der That scheint das aus dem Gesagten zu folgen. Allein Kenntnisse und und Geschicklichkeit, lieber Sokrates! die sind denn doch, ohne alle Ausnahme, ein Gut. Denn wo ist ein Geschäft, welches ein verständiger und geschickter Mann nicht besser machte, als ein unverständiger und ungeschickter? — Ist dir die Sage vom Dedalos nicht bekannt? Um seiner Kunst willen bemächtigte sich Minos seiner, und behandelte ihn als Sklave. Er verlor mit dem Vaterland zugleich die Freyheit; und da er mit seinem Sohne zu entfliehen versuchte, so fand dieser seinen Untergang. Ihm selbst gelang es nicht sich in Freyheit zu setzen. Er gerieth unter den Lokrern aufs neue in Sklaverey. — In der That, so sagt man. — Ist dir ferner das Schicksal des Palamedes nicht auch bekannt? Von ihm spricht alles, wie Ulisses aus Neid wegen seiner Einsichten ihn ins Verderben stürzte. — Auch das erzählt man. — Und

wie groß mag wohl die Zahl derer seyn, welche um ihrer Geschicklichkeit willen geraubt wurden, um dem König der Perser als Sklaven zu dienen? —

Nun denn, lieber Sokrates! So wird doch wohl die Glückseligkeit eher als alles andre ein unzweydeutiges Gut seyn? — Wohl! wofern man nur nicht zweydeutige Güter zu ihren Bestandtheilen macht. — Und wie? irgend etwas, das zur Glückseligkeit gehört, sollte zweydeutig seyn? — Nichts, wofern wir anders nicht Schönheit, Stärke, Reichthum, Ansehn und dergleichen dazu rechnen. — Das müssen wir aber; denn wer könnte ohne diese glücklich seyn? — Nun, so werden wir Dinge dazu rechnen, aus welchen viel Unheil für die Menschen erwächst. Denn viele Menschen werden ihrer Schönheit willen, von denen, welche die Schönheit zur Ungebühr lieben, verführt. Viele wagen sich im Vertrauen auf ihre Stärke an Unternehmungen, welchen sie nicht gewachsen sind, und gerathen in großes Unglück. Viele richtet der Reichthum durch Ueppigkeit, oder durch die Nachstellung ihrer Neider zu Grunde. Vielen endlich hat ihr Ansehen und ihre politische Macht großes Uebel zugezogen. — Nun denn! wenn ich selbst darin irre, daß ich die Glückseligkeit für ein Gut erkläre, so gestehe ich, auch nicht einmal zu wissen, was ich mir von den Göttern erbitten soll. — Nun so laß es gut seyn, sprach Sokrates; vielleicht hast du es unterlassen alle diese Dinge näher zu prüfen, weil du dich fest überzeugt

hieltest, sie schon völlig zu kennen. Allein da du entschlossen bist an der Regierung eines demokratischen Staates Antheil zu nehnem, so mußt du doch unfehlbar wissen, was eine Demokratie oder Volksregierung sey? — Das versteht sich. — Kann man nun wissen, was eine Volksregierung sey, wenn man nicht weiß, was das Volk ist? — Unmöglich. — Und was nennst du denn das Volk? — Die armen Bürger, versteht sich. — Und du weißt also, wer die armen Bürger sind? — Das sollte ich nicht? — Und wer die reichen Bürger sind, auch das weißt du? — So gut, wie die armen. — Welche nennest du nun arm, und welche reich? — Ich sollte denken, wer minder hat als er bedarf, der sey arm, und, wer mehr hat, reich. — Kennst du nun keine Leute, welche mit dem wenigen das sie haben nicht nur ihre Bedürfnisse bestreiten, sondern noch etwas davon zurücklegen können, und andre, welche mit einem großen Vermögen nicht auskommen? — Wahrhaftig, sprach Euthydemos, du erinnerst mich ganz recht. Ich kenne sogar Fürsten, welche der Mangel, gleich den Dürftigen, nöthigt andre zu beeinträchtigen. — Nun wenn dem so ist, so werden wir Fürsten zu dem Volke, und Leute von sehr geringem Vermögen, wofern sie mit dem ihrigen gut wirthschaften, zu den Reichen zählen müssen. — Ich sehe wohl, sprach Eythydemos, auch dieses nöthigt mich meine Unwissenheit einzugestehen; und am gerathensten wird es wohl seyn, ich

schweige. Denn es wird wohl wenig fehlen, daß ich gar nichts wisse.

Niedergeschlagen und voll Verachtung seiner selbst ging er nun fort, und hielt sich für nicht besser als einen Sklaven. Andre, welche Sokrates so mitgenommen hatte, kamen nicht wieder; und diese gab er verloren. Euthydemos hingegen war überzeugt, daß der Umgang mit Sokrates das einzige Mittel sey, ihn zu einem wackern Manne zu bilden. Er wich ihm daher nie von der Seite, als wenn dringende Gründe ihn dazu nöthigten. In einigen Stücken nahm er ihn so gar zum Muster. Sokrates, welcher dieses bemerkte, setzte ihn nie wieder in solche Verlegenheit, sondern belehrte ihn über das, was er wissen und thun sollte, mit aller möglichen Offenheit und Deutlichkeit.

III.

Sokrates wollte nicht, daß seine Freunde zu Rednern oder Geschäftsmännern sich zu bilden, oder im Handeln und Rathen eine Gewandtheit sich zu erwerben suchten, bevor sie in den Stand gesetzt wären, von allem gesund und richtig zu urtheilen. Wer ohne eine solche Denkensart jene Kenntnisse und Geschicklichkeiten besäße, den hielt er für einen desto gefährlichern Menschen, und um so viel fähiger Böses zu stiften. Vor allen Dingen war er bemüht sie auf

richtige Vorstellungen von der Gottheit zu leiten. Andre wissen von andern Unterredungen zu erzählen. welche er in ihrer Gegenwart mit dem einen oder dem andern seiner Freunde gehalten hat. Auch ich habe einer solchen Unterredung beygewohnt, welche er mit Euthydemos folgender Maßen begann:

Sage mir, lieber Euthydemos, sprach er, ist es dir nie in den Sinn gekommen darüber nachzudenken, mit wie vieler Vorsicht die Götter für die Bedürfnisse des Menschen gesorgt haben? — Noch niemals, sagte Euthydemos. — Du weißt doch, daß wir vor allem des Lichtes bedürfen; und dieses haben uns ja die Götter gegeben. — O gewiß, erwiederte Euthydemos; denn hätten wir dieses nicht, so wären wir mit sehenden Augen um nichts besser daran als die Blinden. — Allein auch der Ruhe bedürfen wir, und dazu gaben sie uns die Nacht, welche zur Ruhe so gut taugt. — In der That, und auch deßwegen verdienen sie unsern Dank. — Am Tage läßt uns die Sonne als ein lichter Körper die Tageszeiten unterscheiden, und beleuchtet alle Gegenstände; die Nacht hingegen ist finster, und läßt uns nichts deutlich unterscheiden; deßwegen lassen die Götter uns die Gestirne leuchten, wodurch wir in den Stand gesetzt werden, auch die Zeiten der Nacht zu bestimmen, und so auch manche nöthige Geschäfte zu verrichten. — Ganz richtig. — Ferner zeigt uns der Mond nicht nur die Theile

der Nacht, sondern auch des Monates an. — In der That. —

Daß sie nun ferner die uns zum Leben unentbehrliche Nahrung aus der Erde hervorkeimen lassen, und den hierzu angemessenen Wechsel der Jahreszeiten bewirken, welcher so viele und so mannigfaltige Nahrungsmittel, nicht bloß zur Stillung des Bedürfnisses, sondern auch zum angenehmen Genusse zum Daseyn bringt. — In der That, auch dieses zeigt, wie sehr sie die Menschen lieben. — Und daß sie uns das Wasser, welches in Verbindung mit der Erde und den Jahreszeiten die Keime aller nützlichen Produkte entwickelt, und ihr Wachsthum bewirkt, und nicht nur an sich selbst uns nährt, sondern auch, mit den Nahrungsmitteln vermischt, diese verdaulicher, zuträglicher und genießbarer macht — daß sie dieses köstliche Element uns schenkten, und, da wir es so vielfältig benöthigt sind, es uns in solchem Ueberflusse schenkten — auch dieses ist ein Beweis von ihrer Vorsorge. — Und daß sie uns das Feuer mitgetheilt haben, ein Verwahrungsmittel gegen Kälte, ein Hilfmittel gegen die Finsterniß, mitwirkend zu jeder Kunst, und zur Verfertigung aller dem Menschen nützlicher Geräthe; denn ohne Feuer würde man, ich kann wohl sagen, von allem, dessen die Menschen im Leben sich mit Nutzen bedienen, so viel als nichts zu Stande bringen, wie sehr zeugt auch dieses von ihrer Liebe zu dem Menschen! — Und daß die Luft, welche in sol-

cher Masse überall um uns her ausgegossen ist, nicht nur unser Leben fristet und nährt, sondern uns sogar über Meere hinführt, um bald da, bald dorther mancherley Bedürfnisse aus fernen Ländern herbey zu holen; ist das nicht mehr, als sich mit Worten sagen läßt? — Ueber allen Ausdruck. — Und daß die Sonne, nachdem sie im Winter sich gewendet hat, sich uns wieder nähert, und die einen Gewächse zur Zeitigung bringt, andre, deren Zeit vorüber ist, abdörret, und, so bald dieß geschehen ist, uns nicht näher kömmt, sondern zurückkehrt, um nicht durch übermässige Hitze uns zu schaden; daß sie, nachdem sie wieder so weit zurückgewichen ist, daß wir, wenn sie sich noch weiter entfernte, ohne anders vor Kälte erfrieren müßten, abermahl umkehrt, sich uns nähert, und bis zu demjenigen Punkt fortschreitet, auf welchem ihre Wirkung für uns am wohlthätigsten ist. — O beym Zeus, auch dieses scheint allerdings so zum Wohl des Menschen veranstaltet zu seyn. — Und daß sie endlich, da wir einen plötzlichen Wechsel von Hitz und Kälte unmöglich aushalten können, so ganz allmählig sich uns nähert, und eben so allmählig sich wieder entfernt, daß wir unvermerkt in den äussersten Grad von Wärme und Kälte versetzt werden! — Wahrhaftig sprach Euthydemos, bald möchte ich glauben, daß die Götter sich's zum einzigen Geschäfte machen, für die Menschen zu sorgen. Nur eines ist, was mich noch zweifeln läßt; ich sehe nämlich, daß an diesem

allem auch die übrigen Thiere Theil haben. — Und ist es denn nicht offenbar, erwiederte Sokrates, daß auch diese um des Menschen willen erzeugt und genährt werden? Oder wo ist irgend ein belebtes Wesen, welches von Ziegen, Schweinen, Pferden, Ochsen, Eseln und andern Thieren so viel Nutzen zöge, als der Mensch? Ja mich dünkt, er ziehe von ihnen noch mehr Vortheil als von den Pflanzen. Er nährt und bereichert sich von jenen nicht weniger als von diesen. Nicht wenige Nationen leben nicht von den Gewächsen, sondern einzig von der Viehzucht, die ihnen Milch, Käse und Fleisch verschaft. Und überall zähmt und bändigt man die brauchbaren Thierarten, und bedient sich ihrer so wohl zum Kriege als zu andern Verrichtungen. — Ich kann es nicht läugnen. Denn ich sehe, daß selbst Thiere, welche dem Menschen an Kräften weit überlegen sind, sich von ihm so behandeln lassen, daß er sie gebrauchen kann, wozu er will.

Daß uns nun ferner die Götter zu so vielem Schönen und Nutzbaren von ganz verschiedner Art auch die zu jeder Gattung derselben passenden Sinnen gegeben haben, wodurch wir alles dieses Gute geniessen: Daß sie uns mit der Vernunft begabten, durch welche wir nicht nur vermittelst des Gedächtnisses aus unsern sinnlichen Erfahrungen Schlüsse ziehen, und beurtheilen können, wie jedes Ding zu benutzen sey, sondern auch mancherley Künste erfinden, um das Gute zu

geniessen, und das Böse von uns abzuwenden; daß sie uns endlich die Sprache mittheilten, vermittelst welcher wir alles Gute durch Unterricht und Belehrung uns wechselseitig mittheilen und empfangen, durch die wir Gesetze anordnen und Staaten regieren. — In der That, lieber Sokrates, die Götter sind allem Ansehen nach recht sehr für den Menschen besorgt. — Daß sie endlich, so oft wir in Dingen, welche die Zukunst betreffen, nicht im Stande sind vorher zu sehen, was uns zuträglich seyn möchte, uns selbst an die Hand gehen, vermittelst der Divination denen, welche sich an sie wenden, das Zukünftige anzeigen, und sie belehren, wie alles zum beßten Ziele zu leiten sey. — Was diesen Punkt betrift, lieber Sokrates! so scheinen sie dir vorzüglich vor andern gewogen, da sie dir auch ungefragt anzeigen, was du thun oder lassen sollst. —

Von der Wahrheit des gesagten wirst du dich leicht überzeugen können, lieber Euthydemos! wenn du darin, daß du die Werke der Götter siehest, hinlänglichen Grund findest, sie anzubeten und zu verehren, ohne eben zu verlangen, daß sie dir in sichtbarer Gestalt erscheinen. Und dazu wirst du ja offenbar von ihnen selbst angewiesen. Denn keiner der übrigen Götter, die uns Gutes erweisen, kömmt, indem er es thut, ja selbst zum Vorschein; und auch Er, welcher den ganzen Weltbau, den Inbegriff alles Schönen und Guten ordnet, und denselben zu unserm ste-

ten Gebrauche, in seinem völligen Bestand, unversehrt, und nimmer alternd erhält, so, daß durch ihn jedes unsrer Bedürfnisse, schneller als ein Gedanke, unfehlbar und aufs genauste befriedigt wird — auch dieser ist nur in den großen Veränderungen sichtbar, welche er bewirkt, aber unsichtbar indem er sie zu Stande bringt. Gerade so giebt sich die Sonne, deren Daseyn jedermann auffällt, keinem Auge deutlich zu erkennen, und wer es wagt sie keck anzuschauen, dem blendet sie die Augen, daß er nicht sieht. Nicht anders verhält es sich mit den Elementen, welche die Götter als ihre Diener gebrauchen. Daß der Blitzstrahl von obenher kommt, und daß er alles, was er im Wege findet, niederwirft, das weiß man; aber niemand sieht ihn weder kommen noch gehen. Die Winde selbst sieht man nicht, aber ihre Wirkungen sind auffallend, und wenn sie kommen, so geben sie sich zu fühlen. Und die Seele des Menschen, sie, welche, wenn irgend ein irdisches Wesen von göttlicher Natur ist — wir wissen es, daß sie in uns herrscht, aber gesehen wird sie nicht. Dieses alles soll dich darauf leiten, die Gottheit nicht, weil sie unsichtbar ist, zu vernachlässigen, sondern, da du aus ihren Wirkungen ihre Macht erkennen mußt, sie zu verehren.

O gewiß, lieber Sokrates! erwiederte Euthydemos, nie soll man mich im geringsten des Kaltsinns gegen die Gottheit beschuldigen können. Es kränkt mich nur,

weil ich sehe, daß kein Sterblicher jemals den Göttern für ihre Wohlthaten seinen Dank auf eine würdige Weise bezeigen kann. — Laß dich das nicht anfechten, lieber Euthydemos! Wenn der Gott zu Delphy gefragt wird, wie man die Gunst der Götter gewinnen könne, so ist, wie du weißt, seine Antwort diese: Nach Sitte und Gebräuchen des Landes. Nun ist es doch allenthalben Sitte, daß jeder den Göttern nach Maaßgabe seines Vermögens opfert. Und könnte man denn wohl die Götter auf eine würdigere und Gott gefälligere Weise verehren, als wenn man sich nach ihren Vorschriften richtet? Freylich darf das Opfer um nichts geringer seyn, als es die Kräfte gestatten. Wer es daran fehlen läßt, der zeigt offenbar, daß es ihm kein rechter Ernst sey die Gottheit zu ehren. Demnach sey das Opfer, welches wir der Gottheit bringen, unserm Vermögen angemessen, und zwar ohne den mindesten Abbruch; so können wir uns getrost und mit Zuversicht zu ihr alles möglichen Guten versehen. — Denn vernünftiger Weise kann man doch von niemanden mehr Gutes hoffen, als von denen, welche die größte Macht besitzen uns wohl zu thun, und in keinem Falle mehr, als wenn wir uns bestreben ihnen gefällig zu seyn; und wie könnten wir dieß eher, als wenn wir ihre Vorschriften genau befolgen? — Durch dergleichen Vorstellungen, nach welchen er selbst handelte, pflegte

Sokrates die Begriffe und Empfindungen seiner Freunde über religiose Gegenstände zu berichtigen.

IV.

Auch von der Gerechtigkeit legte Sokrates seine Gedanken an den Tag, und zwar nicht allein durch Worte, sondern auch durch Handlungen. In seinem Privatleben und im Verkehr mit andern that er immer was recht war, und trachtete jedermann nützlich zu seyn; und als Bürger gehorchte er, sowohl zu Hause als im Felde, den gesetzmässigen Befehlen seines Obern mit solcher Genauigkeit, daß er sich vor allen andern als einen Pflicht und Ordnung liebenden Mann auszeichnete. — Als einst das Volk, unter seiner Vorsteherschaft, auf eine gesetzwidrige Weise die Stimmen sammeln wollte, widersetzte er sich demselben mit aller Kraft, nahm sich der Gesetze gegen dasselbe an, und bot einem Sturm die Stirne, welchen schwerlich irgend ein andrer Sterblicher würde ausgehalten haben. — Auch den dreißig Tyrannen versagte er, wenn sie ihm etwas gesetzwidriges befahlen, den Gehorsam, da sie ihm zum Exempel den Umgang mit jungen Leuten untersagten; und ein andermal, als sie ihm nebst einigen andern den Auftrag ertheilten einen Bürger, welchen sie zum Tode bestimmt hatten, abzuholen, so hatte er allein den Muth ihnen nicht zu gehorchen, weil er den Befehl

für gesetzwidrig erkannte. Andre gerichtlich Angeklagte pflegen den Richtern zu sagen, was sie gerne hören, ihnen zu schmeicheln, und, gegen das ausdrückliche Verbot der Gesetze, um Gnade zu flehen; und dieß hat schon manchem die Lossprechung bey den Richtern bewirkt. Hätte Sokrates, da er von dem Melithos angeklagt war, sich nur ein wenig nach dieser Gewohnheit fügen wollen, so würde er seine Richter leicht dazu haben bringen können ihn loszusprechen. Allein das wollte er nicht thun; er wollte lieber den Gesetzen gehorchen und sterben, als durch Verletzung derselben sein Leben retten.

Seine Gedanken über das, was Gerechtigkeit sey, äusserte er bey verschiednen Gelegenheiten; unter andern erinnere ich mich einer Unterredung, welche er mit Hippias von Elis über diesen Gegenstand hielt. Dieser war nach langer Zeit wieder einmal nach Athen gekommen, und kam gerade dazu, als Sokrates gegen einige seiner Bekannten folgende Bemerkung machte: Es wäre doch sonderbar, sagte er; wenn einer ein Schuster oder ein Zimmermann, oder ein Schmid werden, oder die Reitkunst erlernen sollte, so sey man nicht verlegen wohin man ihn schicken müsse, um diesen Zweck zu erreichen. Wollte aber einer entweder selbst lernen was gerecht sey, oder einen Sohn oder Sklaven darin unterrichten lassen, so wisse er nicht an wen er sich in dieser Absicht zu wenden habe. — Hippias, welcher dieses mit anhörte, sagte spöt-

telnd: Wie ich sehe, so sagst du noch immer dasselbe, was ich schon vor langem von dir gehört habe. — Und was dir noch seltsamer vorkommen mag, erwiederte Sokrates; ich sage nicht nur immer dasselbe, sondern auch über dieselben Gegenstände. Du hingegen wirst wohl, da du ein so viel wissender Mann bist, niemals über denselben Gegenstand eben dasselbe sagen. — So viel kann ich dir versichern, erwiederte jener, daß ich mir Mühe gebe immer etwas neues zu sagen. — Auch über Dinge, welche du schon weißt; wenn zum Beyspiel dich jemand fragte aus wie vielen und welchen Buchstaben der Name Sokrates bestehe, wirst du dir auch Mühe geben um etwas anders zu sagen, als du ein andermal sagtest? Wenn von Zahlen die Rede ist, und gefragt wird, ob zweymal fünf zehn machen, wirst du da nicht eben dasselbe sagen, was du zu einer andern Zeit sagtest? — Was Dinge von dieser Art betrift, lieber Sokrates! sprach er, so sage ich darüber, so wie du, immer dasselbe. Ueber die Gerechtigkeit hingegen getraue ich mir nun allerdings etwas zu sagen, wogegen weder du, noch irgend ein andrer im Stande seyn soll etwas einzuwenden.

Ey wahrhaftig, sprach Sokrates, da hast du eine herrliche Entdeckung gemacht. Die Richter werden also nicht mehr für entgegengesetzte Meinungen stimmen; die Bürger nicht mehr über das, was gerecht sey, streiten noch prozessiren, noch sich in Partheyen

trennen; die Staaten sich nicht mehr deswegen mit einander überwerfen noch Kriege führen. Schwerlich wirst du meiner los werden, ehe du mir diesen herrlichen Fund mittheilst. — Nun wahrhaftig das werde ich nicht eher thun, sprach jener, als du dich selbst erklärt haben wirst, was du unter Gerechtigkeit verstehest. Du sollst uns andre nicht immer nur zum beßten haben, uns ausfragen und widerlegen, keinem aber jemals Rede stehen, noch über irgend etwas dich erklären wollen. — Und wie nun Hippias, sprach Sokrates, hast du denn nie bemerkt, daß ich meine Gedanken von dem, was ich für gerecht halte, unabläßig zu Tage lege? — Und durch was für Worte, sprach Hippias, wenn ich fragen darf? — Ey nun, geschieht es nicht durch Worte, so geschieht es durch Handlungen; oder glaubst du nicht auch, daß Handlungen zuverläßigere Zeugen unsrer Gedanken seyen als Worte? — O weit zuverläßigere, erwiederte Hippias; mancher spricht von Gerechtigkeit, und handelt doch ungerecht; wer hingegen gerecht handelt, der kann ohnmöglich ungerecht seyn. — Hast du nun, fuhr Sokrates fort, je gesehen, daß ich ein falsches Zeugniß abgelegt, oder boshafter Weise jemanden verklagt, oder zwischen Freunden, oder im Staate Uneinigkeit gestiftet, oder sonst eine unrechte Handlung begangen hätte? — Das ich nicht wüßte, sprach Hippias. — Und keine ungerechte Handlung begehen, heißest du das nicht gerecht seyn? — Siehst du wohl, Sokrates,

auch jezt willst du mir wieder entschlüpfen, um nicht sagen zu müssen, was du Gerechtigkeit nennest. Du sagst ja nicht was die Gerechten thun, sondern was sie nicht thun. — Nun freylich, erwiederte Sokrates, ich glaube nichts Ungerechtes thun zu wollen, wäre ein hinlängliches Merkmal von der Gerechtigkeit Scheint dir das nicht so, so siehe einmal ob dir folgendes mehr Genüge leistet. Ich sage nämlich, gerecht sey das, was gesetzmässig ist. — Du sagst also, sprach Hippias, gerecht und gesetzmässig seyen eines was das andre? — So ists, sprach Sokrates. — Nun da weiß ich, versetzte Hippias, weder was du gerecht, noch was du gesetzmässig nennest. — Du weißt doch, sprach Sokrates, was man Gesetze nennt? — O ja, sagte Hippias. — Und was nennest du denn so? fragte Sokrates. — Vorschriften, sprach Hippias, welche die Bürger eines Staates nach gemeinschaftlicher Uebereinkunft in Absicht auf dasjenige festgesetzt haben, was man thun und nicht thun soll. — Wer also, sprach Sokrates, diesen Vorschriften gemäß lebt, dessen Betragen wird gesetzmässig, und im entgegengesetzten Falle, gesetzwidrig seyn? — Allerdings, sagte Hippias. — Und handelt nicht, fuhr Sokrates fort, derjenige, welcher diesen Gesetzen gehorcht, gerecht, wer ihnen nicht gehorcht, ungerecht? — Allerdings, sagte Hippias. — Und wer gerecht handelt, der ist gerecht; wer ungerecht handelt, ungerecht? —

Das versteht sich. — Folglich ist gesetzmässig und gerecht, gesetzwidrig und ungerecht einerley. —

Allein, wandte Hippias ein, wie könnte man wohl Gesetze oder die Beobachtung derselben für eine Sache von Gewicht halten, da diejenigen, welche sie gaben, sie sehr oft wieder verwerfen oder umändern? — Sieht man nicht auch oft, erwiederte Sokrates, die Staaten Krieg anfangen, und hernach wieder Frieden schliessen? — O ja. — Wenn du nun diejenigen, welche den Gesetzen gehorchen, deßwegen für Thoren hältst, weil diese Gesetze wieder aufgehoben werden können, ist dieß wohl klüger, als wenn du diejenigen, welche im Kriege ihre Pflicht thun, deßwegen tadeln wolltest, weil doch wieder einmal Friede wird? Oder findest du denn wirklich etwas daran auszusetzen, wenn jemand das Vaterland muthig vertheidigt? — O nein, beym Zeus nicht, sprach Hippias. — Und weißt du wohl, daß Lykurgos den Spartanern nimmer ein solches Uebergewicht über andre Staaten hätte verschaffen können, wenn er sie nicht zu einer pünklichen Beobachtung der Gesetze gebildet hätte? Ueberhaupt kann es dir nicht entgehen, daß unter den Regenten diejenigen die beßten sind, welchen es am meisten gelingt die Bürger zum Gehorsam gegen die Gesetze anzuhalten, und daß ein Staat, dessen Bürger diesen Gehorsam den Gesetzen leisten, im Frieden so glücklich, als im Kriege unüberwindlich ist. Ferner ist nichts, das die Staaten mehr beglückt, als Harmonie

und Eintracht. Daher ermahnen oft die ehrwürdigsten Behörden und die angesehensten Männer ihre Mitbürger, zur Eintracht sich eidlich zu verpflichten, und in Griechenland ist ein Gesetz, nach welchem die Bürger schwören müssen, einträchtig zu seyn; und dieser Eid wird überall geleistet. Dieß geschieht nun, wie ich denke, nicht in der Meinung, daß sie in ihrem Urtheile über die Chöre der Sänger und Tänzer, oder in dem Lobe der Flötenspieler, oder in der Preisvertheilung der Dichter mit einander harmonieren, oder überhaupt eben dieselben Gegenstände schön und angenehm finden, sondern daß sie einstimmig den Gesetzen gehorchen. Diese Uebereinstimmung der Bürger in Beobachtung der Gesetze ist es, auf welcher die Stärke und das Glück der Staaten beruht. Wo hingegen Eintracht fehlt, da kann so wenig ein Staat wohl regiert, als eine Haushaltung gut geführt werden. Betrachten wir die Sache in Rücksicht auf einzelne Individuen. Wer ist vor Strafen mehr gesichert, wer kann zuverlässiger auf Belohnungen rechnen, als wer den Gesetzen gehorcht? Wer wird in Prozeßsachen weniger verlieren? wer im Gegentheil eher gewinnen? Wem wird man lieber sein Vermögen, seine Söhne oder Töchtern anvertrauen? wen wird der ganze Staat für einen zuverlässigern Mann halten, als den strengen Beobachter der Gesetze? Von wem werden Aeltern, Hausgenossen, Dienstbothen, Freunde, Gastfreunde die Erfüllung ihrer gerechten

Ansprüche eher hoffen? wem werden die Feinde, wenn ein Waffenstillstand oder ein Vertrag, oder Friede geschlossen werden soll, eher trauen? Mit wem wird man sich lieber verbünden, als mit dem Mann, welcher die Gesetze achtet? wem werden die Verbündeten lieber ein Kommande, oder die Behauptung von Vestungen und Städten anvertrauen? Von wem wird jedermann eher Erwiederung erwiesener Wohlthaten hoffen, und wem wird man lieber Wohlthaten erweisen, als dem, von welchem man diese Erwiederung hofft? wen wird man lieber zum Freunde, und weniger zum Feinde haben wollen, als einen solchen Mann? mit wem wird man endlich weniger Krieg anfangen, als mit einem Mann, den man selbst weit lieber zum Freund als zum Feind haben möchte, und der überall Freunde und Bundesgenossen, und schwerlich irgendwo Gegner und Feinde findet? Uebrigens behaupte ich, daß gesetzmässig und gerecht eines und eben dasselbe sey. Wenn du andrer Meinung bist, so lasse ich mich von dir belehren. — Nun beym Zeus, lieber Sokrates, sagte Hippias, ich weiß gegen das, was du über die Gerechtigkeit sagtest, nichts einzuwenden.

Kennst du, lieber Hippias, fuhr Sokrates fort, auch welche ungeschriebene Gesetze? — Ja, sprach Hippias; diejenigen nämlich, welche allenthalben als Gesetze gelten. Könntest du mir wohl, sprach Sokrates, sagen, ob die Menschen diese Gesetze selbst gegeben

haben? — Ey, sprach jener, wie sollten sie das, da sie weder sich gemeinschaftlich versammeln konnten, noch auch eine und eben dieselbe Sprache reden? — Wer hat denn, sagte Sokrates, nach deiner Meinung diese Gesetze gegeben? — Nach meiner Meinung, antwortete Hippias, waren es die Götter, welche diese Gesetze den Menschen gaben. Denn bey allen Menschen ist es eines der ersten Gesetze, daß man die Götter verehren müsse. — Ist es, sprach Sokrates, nicht auch ein überall geltendes Gesetz, daß man die Aeltern ehren soll? — Auch dieses, sprach Hippias. — Scheint dir nicht auch dieses, fuhr Sokrates fort, ein göttliches Gesetz zu seyn, daß weder Aeltern mit Kindern, noch Kinder mit Aeltern Kinder zeugen dürfen? — Was dieses betrift, lieber Sokrates, sprach Hippias, so scheint es mir kein göttliches Gesetz zu seyn. — Und warum denn? fragte Sokrates. — Darum, sprach Hippias, weil ich sehe, daß es Menschen giebt, welche es übertreten. — Auch manche andre Gesetze übertreten sie, sprach Sokrates. Allein diejeniger, welche die von den Göttern gegebenen Gesetze übertreten, leiden dafür eine Strafe, welcher die Menschen unmöglich so entgehen können, wie die, welche von Menschen gegebne Gesetze übertreten, der Strafe entweder durch Verborgenheit oder durch Gewalt sich entziehen können. — Und welcher Strafe, lieber Sokrates, sprach Hippias, können denn diejenigen nicht entgehen, welche als Aeltern mit Kindern, oder als

Kinder mit Aeltern Kinder zeugen? — Beym Zeus, einer sehr schweren Strafe, sprach Sokrates. Denn welch grösseres Uebel könnte denen, welche Kinder zeugen, widerfahren, als wenn sie schlechte Kinder zeugen? — Ey, sprach Hippias, warum sollten denn nicht jene, wenn sie selbst gut sind, mit guten Kindern gute Kinder zeugen können? — Beym Zeus, erwiederte Sokrates; um gute Kinder zu zeugen müssen die Zeugenden nicht nur selbst gut seyn, sondern auch den völligen Punkt der Reife ihrer körperlichen Kraft erreicht haben. Oder glaubst du etwa, daß kein Unterschied zwischen den Saamen derjenigen sey, welche jenen Punkt der Reife erreicht, und derjenigen, welche ihn noch nicht erreicht, oder bereits überlebt haben? — Natürlich muß wohl ein Unterschied seyn, sprach Hippias. — Und welche sind denn die beßten? fragte Sokrates. — Unstreitig, sprach Hippias, die Saamen derjenigen, welche in dem Punkt der Reife stehen. — Die Saamen derjenigen, welche nicht darin stehen, sind also nicht tauglich? sprach Sokrates. — Nein, beym Zeus nicht, antwortete Hippias. — In diesem Falle also, sprach Sokrates, soll man nicht Kinder zeugen? — O nein, erwiederte Hippias. — Und die, welche es thun, sprach Sokrates, zeugen Kinder, wie man nicht soll? — So dünkt mich's, entgegnete Hippias. — Von wem, sprach Sokrates, könnte man denn sagen, daß er schlechte Kinder zeuge, wenn nicht von diesen? — Ich bin, sprach Hippias,

auch darüber mit dir einverstanden. — Ferner, sprach Sokrates, gilt es nicht auch allenthalben für ein Gesetz, daß man denen, von welchen man Wohlthaten empfangen hat, diese erwiedern soll? — So ist es, sprach Hippias. — Aber auch dieses wird übertreten, fuhr Sokrates fort, und auch die, welche dieses Gesetz übertreten, leiden dafür eine Strafe, indem sie, von guten Freunden verlassen, genöthigt werden, sich an solche zu wenden, welche sie hassen. Oder sind nicht die guten Freunde diejenigen, welche denen, mit welchen sie in Verbindung stehen, gutes thun, und werden nicht die, welche solchen Freunden das Gute nicht erwiedern, von ihnen um ihrer Undankbarkeit willen verschmäht; und müssen nicht diese, weil doch die Verbindung mit jenen am vortheilhaftesten ist, vor andern sich um ihre Gunst bemühen? — Beym Zeus, sprach Hippias, dieses alles, lieber Sokrates, hat das Ansehen einer göttlichen Einrichtung; denn daß die Strafen die Uebertreter die Gesetze selbst begleiten, dieß scheint mir auf etwas höreres als einen menschlichen Gesetzgeber hinzuweisen. — Glaubst du nun aber, lieber Hippias, sprach Sokrates, daß die Götter, als Gesetzgeber, auf das, was gerecht, oder auf das Gegentheil achten? — Gewiß nicht auf das Gegentheil, erwiederte Hippias; denn schwerlich möchte ein andrer Gesetzgeber auf das, was gerecht ist, eher Rücksicht nehmen, als die Gottheit. — Nun, erwiederte Sokrates, so dünkt denn auch die Götter,

daß das Gerechte und das Gesetzmässige eines und eben dasselbe sey.

Durch dergleichen Betrachtungen, nach welchen er selbst handelte, pflegte Sokrates die Begriffe derjenigen, mit welchen er umging, von dem, was gerecht sey, zu berichtigen.

V.

Ich werde nun im Verfolge zeigen, was für Betrachtungen Sokrates mit seinen Freunden anstellte, um im thätigen Leben sie zu desto brauchbareren Menschen zu machen. Da er nämlich überzeugt war, daß Selbstbeherrschung jedem, der etwas namhaftes zu Stande bringen wollte, eine unentbehrliche Eigenschaft sey, so ging er allererstens seinen Freunden durch sein eigenes Beyspiel vor, indem er diese Tugend in einem Grade ausübte, welche schwerlich ein andrer Mensch, als er, erreichen konnte. Hiernächst ließ er sich's auch angelegen seyn, in seinen Unterredungen ihnen die Selbstbeherrschung vor allen andern Tugenden zu empfehlen. Ueberhaupt war es sein stetes Geschäft, alles, was zur Ausübung irgend einer Tugend beförderlich seyn konnte, sich selbst und seinen Freunden vorzuhalten; insbesondere erinnere ich mich aber einer Unterredung die er mit Euthydemos über die Selbstbeherrschung folgender Maaßen hielt.

Sage mir, lieber Euthydemos! sprach er, scheint dir nicht die Freyheit ein schöner und edler Vorzug zu seyn, so wohl für Staaten als einzelne Menschen? — O über alle Maaßen, sprach Euthydemos. — Hältst du aber denjenigen für frey, welcher von den sinnlichen Begierden beherrscht, und dadurch gehindert wird, das zu thun, was er als das beßte erkennt? — Gewiß nicht. — Denn frey handeln, denkst du ohne Zweifel, sey nichts anders, als sich für das Beßte bestimmen, und folglich hältst du denjenigen, welcher daran gehindert wird, nicht für frey? — Allerdings. — Allerdings also mußt du diejenigen, welche sich nicht beherrschen können, nicht für frey halten? — Ganz gewiß, und zwar mit Recht. — Und was dünkt dich? werden diejenigen, welche sich selbst nicht beherrschen können, bloß gehindert das Beßte, oder auch gezwungen, das Schlechteste zu thun? — O wahrhaftig! einen schlimmern Herrn kann ich mir nicht gedenken. — Und welche Knechtschaft hältst also du für die schlimmste? — Ganz natürlich, die unter dem schlimmsten Herrn. — Also befinden sich die, welche sich nicht selbst beherrschen können, in der schlimmsten Knechtschaft? — In der That, so denke ich.

Dünkt es dich nicht ferner, daß die Sinnlichkeit das höchste Gut des Menschen, die Weisheit, von ihm entferne, und ihn in das entgegengesetzte Uebel stürze? Oder meinst du nicht, daß er durch den Hang zu dem sinnlichen Vergnügen gehindert werde, das, was

ihm wahrhaft nützlich ist, zu erkennen, und zu verlangen, oder, wenn er auch gleich weiß, was gut und was böse ist, ihn manchmal dergestalt bethöre, daß er das Schlechtere dem Bessern voezieht? — In der That, so geschieht es zuweilen. — Und bey wem findet wohl die Mässigung weniger Statt, als bey dem, welcher sich nicht zu beherrschen weiß? Denn die Wirkungen der Mässigung und der Ausschweifung sind ja einander gerade zu entgegen gesetzt. — Auch darüber bin ich mit dir einverstanden. — Und hindert uns wohl etwas anders so sehr, auf das zu denken, was die Pflicht von uns fordert, als eben dieser Mangel an Selbstbeherrschung? — In der That nichts. — Giebt es ferner ein größeres Uebel für den Menschen, als das, was ihn verleitet das Schädliche dem Nützlichen vorzuziehen, nach jenem zu streben, und dieses ausser Acht zu lassen, und ihn wohl gar nöthigt, der Vernunft schnurstracks zuwider zu handeln? — Keines. — Muß nun aber nicht die Selbstbeherrschuug bey dem Menschen das Gegentheil von dem bewirken, was der Mangel an Selbstbeherrschung bewirkt? — Allerdings. — Und muß nicht das Gegentheil von dem, was das Schlimmste ist, das Beßte seyn? — Ganz natürlich. — Folglich wird die Selbstbeherrschung für den Menschen das größte Gut seyn? — So muß es wohl seyn, lieber Sokrates!

Hast du aber auch jemals folgende Bemerkung gemacht, lieber Euthydemos? — Und welche? — Daß

die Unenthaltsamkeit den Genuß des Vergnügens, welchen sie allein zu versprechen scheint, dem Menschen nicht gewähren kann, und daß ihn im Gegentheil die Enthaltsamkeit in vorzüglichem Grade gewährt. — Was willst du damit sagen? — Sie, die Unenthaltsamkeit, gestattet uns niemal weder Hunger noch Durst zu erdulden, weder den Trieben der sinnlichen Liebe, noch dem Bedürfnisse des Schlafes zu widerstehen. Nun ist aber das einzige Mittel, alle diese Bedürfnisse mit Lust befriedigen zu können, dieses, wenn wir so lange zuwarten, und an uns halten, bis die Stillung derselben uns so viel Vergnügen gewähren kann, als die Natur damit verbunden hat. Diesem zufolge entzieht die Unenthalsamkeit der Befriedigung der nothwendigsten und stets wiederkehrenden Bedürfnisse den lebhaften Genuß; und die Enthaltsamkeit, welche uns die genannten Bedürfnisse ertragen lehrt, sie allein ist es, welche macht, daß wir sie mit wahrem Genusse befriedigen können. — In der That, es ist allerdings, wie du sagst. — Allein noch mehr: Etwas schönes und nützliches lernen, und sich Kenntnisse und Fertigkeiten erwerben, wodurch man in den Stand gesetzt wird, den Körper gehörig auszubilden, das Hauswesen wohl zu verwalten, so wohl Freunden als dem Staat nützlich zu seyn, und sich über seine Feinde das Uebergewicht zu verschaffen, dieß ist eine Quelle nicht bloß von Nutzen, sondern auch von ausserordentlichem Vergnügen,

aus welcher nur der Enthaltsame, welcher dieses alles thut, schöpfen kann, und die dem Unenthalsamen verstopft ist. Oder wer muß wohl auf dieses alles mehr Verzicht leisten, als ein Mensch, dessen ganzes Streben auf die gemeinen und leicht befriedigenden Lüste gerichtet ist, und ihn hindert sich um jene Vorzüge zu bemühen? — Du scheinst mir der Meinung zu seyn, daß ein Mensch, welcher sich von den sinnlichen Lüsten beherrschen läßt, durchaus keiner Tugend empfänglich sey? — Freylich, erwiederte Sokrates. Denn was hat ein unenthalsamer Mensch vor einem unbändigen Thiere voraus? Oder wodurch unterscheidet sich der, welcher, gegen das Beßte und Edelste gleichgültig, nur dasjenige, es koste was es wolle, zu erstreben sucht, was ihm die größte Lust gewährt, wodurch unterscheidet sich ein solcher von dem vernunftlosen Vieh? Nur der Enthaltsame ist fähig das Beßte ins Auge zu fassen; nur er kann in Gedanken so wohl als in der Ausübung den Rang der Dinge nach ihrer Beschaffenheit bestimmen, und das Gute wählen, das Böse verwerfen. Diese Fähigkeit, sagte Sokrates, wäre es, wodurch einer ein tugendhafter und höchst glücklicher Mann, und ein treflicher Beurtheiler würde. Der Ausdruck Beurtheiler, setzte er hinzu, komme eben daher, wenn man die Gegenstände, über welche man sich gemeinschaftlich berathe, in ihre Klassen gehörig zu vertheilen wisse. Dazu müsse man also trachten, sich geschickt zu ma-

chen, und aus allen Kräften sich darum zu bemühen. Denn nur auf diesem Wege könne sich einer zum tugendhaften Manne, zum geschickten Regenten und zum gründlichen Beurtheiler ausbilden.

VI.

Ich werde nun im Verfolge zu zeigen suchen, wie Sokrates seine Schüler zur Gesundheit und Bestimmtheit im Denken und Sprechen anführte. Er war nämlich überzeugt, daß jeder der selbst richtige Begrife von irgend einem Gegenstand habe, auch im Stande sey andre darüber zu belehren; wem es hingegen daran fehle, dem könne es sehr leicht begegnen, daß er sowohl sich selbst als andre täusche. Daher war es sein stetes Geschäft mit seinen Schülern die Begriffe der Dinge zu zergliedern. Ich würde schwerlich ein Ende finden, wenn ich alle Versuche, die er in dieser Gattung machte, anführen wollte; ich will mich also darauf beschränken, so viel davon mitzutheilen, als nöthig seyn mag, die Methode, welche er dabey befolgte, ins Licht zu setzen. So entwickelte er zum Beyspiel den Begrif Religiosität ohngefähr auf folgende Weise.

Sage mir, lieber Euthydemos! was hältst du von der Religiosität? — O gewiß, erwiederte Euthydemos, ich halte sie für etwas sehr schönes. — Könntest du mir wohl sagen, wer religios ist? — Mich dünkt

der, welcher die Götter verehrt. — Steht es aber jedem frey, die Götter so zu verehren, wie er will? — O nein. Es sind Gesetze, welche die Art der Verehrung bestimmen. — Wer also die Gesetze kennt, der kennt auch die Art, auf welche man die Götter verehren soll? — So ist es. — Und wer weiß, wie man die Götter verehren soll, wird er glauben die Götter anders verehren zu müssen, als er es weiß? — Gewiß nicht. — Oder wird jemand die Götter anders verehren, als er glaubt sie verehren zu müssen? — Ich sollt' es nicht denken. — Wer also weiß, was die Gesetze in Ansehung der Verehrung der Götter verordnen, der wird sie wohl so verehren, wie es die Gesetze verordnen? — Ohne Zweifel. — Und wer sie so verehrt, wie es die Gesetze verordnen, der verehrt sie so, wie er soll? — Unstreitig. — Und wer sie so verehrt, wie er soll, der ist religios? — Allerdings. — Wenn wir also sagen, religios sey derjenige, welcher wisse, was die Gesetze in Ansehung der Verehrung der Götter verordnen, so werden wir die Religiosität richtig erklärt haben? — So scheint es mir wenigstens.

Sage mir, ist es erlaubt die Menschen nach Willkühr zu behandeln? — Nein. Es giebt auch in dieser Rücksicht Gesetze, nach denen man sich wechselseitig behandeln soll. Wer nach diesen handelt, der behandelt die Menschen so, wie es die Gesetze verlangen. — Diejenigen nun, welche sich wechselseitig nach

diesen Gesetzen behandeln, die behandeln sich so, wie sie sollen? — Das versteht sich. — Die nun, welche sich so behandeln, wie sie sollen, die behandeln sich so, wie sich's gebührt? — Unstreitig. — Und wer die Menschen so behandelt, wie sichs gebührt, der benimmt sich in seinen Verhältnissen mit den Menschen so, wie sich's gebührt? — Ganz natürlich. — Handeln nicht ferner die, welche den Gesetzen gehorchen, gerecht? — Allerdings. — Und kannst du mir sagen, was man gerecht nennt? — Das was die Gesetze befehlen. — Wer also thut, was die Gesetze befehlen, der handelt gerecht, und thut was er soll? — Versteht sich. — Wer nun gerecht handelt, ist der nicht gerecht? — Ich sollte es meinen. — Glaubst du aber, das jemand den Gesetzen gehorche, wenn er nicht weiß, was die Gesetze befehlen? — Ich dächte nicht. — Glaubst du ferner, daß jemand, welcher weiß, was er thun soll, glaube, dieses nicht thun zu müssen? — Schwerlich. — Oder glaubst du, daß jemand etwas anders thue, als er glaubt thun zu müssen? — Nein, das glaube ich nicht. — Wer also weiß, was die Gesetze in Rücksicht der menschlichen Verhältnisse fodern, der wird das thun, was gerecht ist? — Ohne Zweifel. — Wer aber thut, was gerecht ist, der ist gerecht? — Wer wäre es sonst? — Wenn wir also sagen, gerecht sey der, welcher wisse, was die Gesetze in Rücksicht der menschlichen Verhältnisse

fodern, so wird unsre Erklärung doch wohl richtig seyn? — In der That, so scheint es.

Und wie wollen wir die Weisheit erklären? was dünkt dich? Sind die Weisen in demjenigen weise, was sie wissen; oder giebt es auch solche, welche in demjenigen weise sind, was sie nicht wissen? — O sicher nur in dem, was sie wissen; sprach er: Wie könnte man in dem weise seyn, was man nicht weiß? — Wer also weise ist, der ist es durch Wissenschaft? — Und glaubst du, daß die Weisheit etwas anders sey, als das, wodurch man weise ist? — O nein. — Folglich wäre Weisheit nichts anders als Wissenschaft? — So dünkt mich. — Glaubst du aber, daß irgend ein Mensch alles Wißbare wissen könne? — O beym Zeus! auch kaum einen ganz unbeträchtlichen Theil. — Folglich ist es nicht möglich, daß ein Mensch in allem weise sey? — O gewiß nicht, war die Antwort. — Folglich ist jeder nur in demjenigen weise, was er weiß? — So dünkt es mich.

Und wie können wir den Begrif des Guten auffinden, lieber Euthydemos? Etwa auf folgende Weise? — Auf welche? fragte er. — Glaubst du, daß eben dieselbe Dinge, allen Menschen nützlich seyen? — Ich glaube nein. — Glaubst du vielmehr, daß ebendieselbe Sache, dem einen nützlich, dem andern schädlich sey? — Allerdings. — Glaubst du ferner, daß das Gute etwas anders sey, als das Nützliche? — Nichts anders. — Demnach ist das Gute nichts anders als

das Nützliche, in Beziehung auf den, welchem es nützlich ist. — Mir wenigstens kömmt's so vor, war die Antwort.

Was nun ferner das Schöne betrift, können wir es wohl anders als beziehungsweise nennen? oder kannst du einen Körper, oder ein Geräthe, oder sonst irgend etwas namhaft machen, welches in jeder Rücksicht schön wäre? — Nein wahrhaftig nicht. — Ist aber nicht jedes Ding dazu, wozu es brauchbar ist, schön zu gebrauchen? — Allerdings. — Ist aber irgend ein Ding zu etwas anderm schön, als wozu es zu gebrauchen ist? — Gewiß nicht. — Also ist das Schöne das Brauchbare, in Beziehung auf das, wozu es brauchbar ist? — So dünkt mich.

Und was urtheilest du von der Tapferkeit, lieber Euthydemos? Hältst du sie für etwas schönes? — Wahrhaftig, wahrhaftig, ich kenne nichts schöneres, sprach er. — Du glaubst also wohl, daß sie nicht bloß zu unbedeutenden Dingen zu gebrauchen sey? — Nein beym Zeus! im Gegentheil zu den wichtigsten und größten. — Glaubst du, daß es in schwierigen und gefahrvollen Situationen gut sey, keine Kenntniß davon zu haben? — O nichts weniger, sprach er. — Wer also vor Gefahren sich nicht fürchtet, weil er keine Kenntniß davon hat, der ist wohl nicht tapfer? — Nein beym Zeus! sonst müßte ja auch eine Menge wahnsinniger oder feigherziger Menschen tapfer heißen. — Und wer sich da fürchtet, wo keine Gefahr ist? — O beym Zeus, diese noch viel weni-

ger. — Diejenigen also, welche zu gefahrvollen Unternehmungen taugen, nennst du tapfer, und die, welche nicht dazu taugen, feigherzig? — Allerdings, sagte er. — Und taugt wohl jemand zu dergleichen Unternehmungen besser, als wer sich gut darin zu benehmen weiß? — Niemand. — Wer sich aber nicht gut darin zu benehmen weiß, der taugt dazu nicht? — Versteht sich. — Benimmt sich nun nicht jeder so, wie er glaubt, daß er es müsse? — Unstreitig. — Wissen also die, welche sich nicht gut benehmen, wie sie sich benehmen müssen? — Gewiß nicht. — Wer also weiß, wie man sich benehmen muß, der allein kann sich gut benehmen? — Kein anderer. — Wer aber das rechte Ziel nicht verfehlt, benimmt sich der in solchen Fällen schlecht? — Ich sollte nicht denken. — Nur die benehmen sich also schlecht, welche das rechte Ziel verfehlen? — Natürlich. — Tapfer sind also diejenigen, welche in mißlichen und gefahrvollen Lagen sich gut zu benehmen wissen, und feigherzig diejenigen, welche dieses Ziel verfehlen. —

Den Unterschied zwischen monarchischer und despotischer Gewalt, welche er zwar als Regierungs-Formen in Eine Klasse setzte, bestimmte er folgender Maaßen:

Die monarchische, sagte er, sey diejenige, nach welcher ein Staat, mit freyer Einwilligung der Bürger, nach den Gesetzen, die despotische hingegen, nach welcher er, ohne Einwilligung der Bürger, nicht nach Gesetzen, sondern nach der Willkühr des Herr-

schers regiert würde. — Wäre die Regierung aus denen gewählt, welche den Forderungen der Gesetze völlig Genüge leisteten, so nannte er das eine Aristokratie; wo das Vermögen den Ausschlag gab, eine Plutokratie; und wo die Regenten aus dem gesammten Volke gewählt würden, eine Demokratie.

Wer ihm ohne triftige Gründe widersprach, und zum Beyspiel ohne Beweis gegen ihn behauptete, daß jemand, den er nannte, der Kenntnißreichere, oder der Staatskundigere, oder der beherztere Mann sey, oder irgend etwas von der Art, so suchte er sogleich die Unterredung auf bestimmte und einleuchtende Begriffe zurück zu führen, und dieß pflegte er etwa so zu machen. — Du behauptest also, derjenige, welchen du lobest, sey ein besserer Bürger als der, welchen ich lobe? — Ja, das behaupte ich. — Wollen wir nicht allererstens untersuchen, was das Prädikat eines guten Bürgers sey? — In Finanzsachen ist es der, welcher die Staatseinkünfte vermehrt. Nicht so? — Allerdings. — In Kriegssachen der, welcher dem Staat das Uebergewicht über seine Gegner verschaft? — Versteht sich. — Bey Unterhandlungen der, welcher Feinde zu Freunden macht? — Natürlich. — Als Volksredner endlich der, welcher Aufruhr dämpft, und die Eintracht herstellt? — So ist es.

Indem er auf diese Weise den Fragpunkt bestimmte, so mußte selbst dem Gegner die Wahrheit einleuchten.

So oft er selbst über einen Gegenstand eintrat, so ging er immer von allgemein anerkannten Sätzen aus, weil er diesen Gang der Untersuchung für den sichersten hielt. Auch habe ich in der That nie einen Mann gekannt, dem es besser gelungen wäre, seine Zuhörer zu überzeugen. Er selbst sagte, Homeros lege dem Odysseus das Lob eines sicher treffenden Redners bey, weil er das Talent besessen habe, seine Vorträge aus allgemein anerkannten Sätzen herzuleiten.

VII.

Daß Sokrates denen, mit welchen er umging, seine Ansichten ohne Rückhalt mittheilte, das erhellet, wie ich glaube, hinlänglich aus dem Gesagten. Ich werde nun ferner zeigen, daß er sie auch in den jedem zukommenden Beschäftigungen zu tauglichern und selbstständigern Männern zu bilden trachtete. Ich habe keinen Menschen gekannt, der sich so sehr bemüht hätte, zu erforschen, was für Kenntnisse die, mit welchen er umging, besäßen. In allem, was einem Manne von echter Bildung zu wissen geziemt, unterrichtete er sie, so weit seine eignen Kenntnisse dazu hinreichten, mit der größten Bereitwilligkeit; und worin es ihm an hinlänglicher Kenntniß gebrach, dazu verwies er sie an sachkundige Männer. Auch davon belehrte er sie, wie weit ein wohl unterrichteter Mann es in jedem Fache gebracht haben müsse. In der Geome-

trie z. B., sagte er, müßte man so weit bewandert seyn, um bey Uebergaben, Vertheilungen und Anweisungen der Arbeiten das Maaß richtig bestimmen zu können.

So viel aber lerne sich so leicht, daß wer einer Ausmessung aufmerksam zusehe, nicht nur den Gehalt des gemessenen Landes wisse, sondern auch im Stande seyn werde selbst auszumessen. Hingegen billigte er es nicht, die Geometrie bis zu Lösung schwerer Aufgaben zu erlernen; denn den Nutzen davon sehe er nicht ein; wiewohl er selbst auch damit nicht unbekannt war. Aber, sagte er, um es so weit zu bringen, dazu müßte man seine ganze Lebenszeit verwenden, und auf manche andre nützliche Kenntnisse Verzicht leisten. Auch mit der Astronomie sollte man ein wenig bekannt seyn; doch nur um die Abtheilungen der Nacht, der Monate und des Jahres auf Reisen, bey der Schiffahrt, auf der Wache, und bey allen monatlichen und jährlichen Verrichtungen die benannten Zeiten nach gewissen Zeichen bestimmen zu können. So viel aber könne man leicht von Nachtwächtern, Seefahreren und manchen andern, die sich darum zu bekümmern hätten, erfahren. Aber in der Astronomie so weit zu gehen, daß man die Körper, welche sich nicht in demselben System bewegen, die Sternen, welche ihren Lauf verändern, ihre Entfernung von der Erde, die Zeit ihres Umlaufes und die Gründe davon mühsam erforschet, davon pflegte er

nachdrücklich abzumahnen. Er sähe, sagte er, auch von diesem nicht ein, was für Nutzen es leisten könnte. (wiewohl er selbst auch mit diesen Dingen nicht unbekannt war.) Ueberdieß nähmen solche Untersuchungen ein ganzes Menschenleben in Beschlag, und raubten die Zeit zu so vielen nützlichern Beschäftigungen. Ueberhaupt mißrieth er es, sich mit Ergründung der Einrichtung abzugeben, durch welche die Gottheit die Erscheinungen des Himmelskörper bewirkte. Er glaubte, daß weder die Menschen dieses ergründen könnten, noch daß den Göttern damit gedient wäre, wenn man das zu erforschen trachtete, was sie selbst nicht offenbaren wollten. Ueberdieß, sagte er, laufe der, welcher sich mit dergleichen Untersuchungen abgäbe, Gefahr, auf Abwege zu gerathen, so wie Anaxagoras, welcher sich vermessen hatte, die Einrichtungen der Götter aufs Klare zu bringen. Er, welcher behauptete, daß die Sonne nichts anders als Feuer sey, hätte nicht bedacht, daß man leicht ins Feuer sehen, aber die Sonne nicht anschauen kann, noch daß die Sonne die, welche sie bescheint, braun färbt, das Feuer hingegen nicht; hätte nicht bedacht, daß ohne Sonnenstrahlen kein Erzeugniß des Erdbodens gedeihen kann, daß hingegen die Hitze des Feuers alles verdirbt. Wenn er ferner behauptete, daß die Sonne eine glühende Steinmasse sey, so bedachte er abermals nicht, daß ein Stein im Feuer weder leuchtet, noch lange ausdauert, die Sonne hingegen hell strahlend immer

fortdauert. — Auch die Rechenkunst rieth er zu erlernen. Nur wollte er, daß man auch hier, so wie in andern Dingen, unfruchtbarer Weitläufigkeiten sich enthalte. Das Nützliche und Anwendbare dieser Kunst ergründete er für sich selbst, und machte auch in seinen Unterhaltungen mit andern davon Gebrauch.

Die Sorge für die Gesundheit empfahl er seinen Freunden aufs nachdrücklichste, und rieth ihnen sowohl von Leuten, die der Arzneywissenschaft kundig wären, so viel es anginge, sich unterrichten zu lassen, als auch durch ihr ganzes Leben darauf zu achten, welche Speisen, Getränke und Arbeiten ihnen zuträglich seyen, und durch welches Maaß des Genusses ihre Gesundheit berathen wäre. — Wer so auf sich selbst Acht hätte, der würde, sagte er, schwerlich einen Arzt finden, welcher besser beurtheilen könnte, was ihm zuträglich sey. — Wer übrigens in Dingen, welche ausser der Sphäre menschlicher Kenntnisse lägen, nützlichen Rath verlangte, dem rieth er, von der Divination Gebrauch zu machen. Denn wer mit Zeichen bekannt wäre, durch welche die Götter den Menschen in ihren Angelegenheiten Winke ertheilen, den werde den Rath der Götter nie im Stiche lassen.

VIII.

Sollte jemand glauben, den Sokrates einer Unwahrheit zeihen zu können, weil er, welcher vorgab,

daß ein Dämon ihm zum voraus anzeige, was er thun und was er nicht thun sollte, gleichwohl von seinen Richtern zum Tode verurtheilt ward, der bedenke erstens, daß er bereits auf einem solchen Alter war, daß er, wenn auch nicht gerade damals, doch nicht sehr lange nachher das Leben hätte verlassen müssen; hiernächst, daß er dem beschwerlichsten Zeitpunkt des Lebens entging, in welchem insgemein die Verstandeskräfte abnehmen. Dagegen gewann sein Ruhm ungemein durch die Seelenstärke, welche er, sowohl in seiner so wahrhaften als freymüthigen und bündigen Vertheidigung, als auch in der gelassenen und mannhaften Erduldung des Todesurtheiles in einem Grade, wie kein Sterblicher vor ihm, bewiesen hat. Denn darüber urtheilt man einstimmig, daß von allen uns bekannten Menschen keiner sich im Sterben so schön gezeigt habe. Da es sich eben traf, daß das Delische Fest gerade in diesen Monat fiel, und das Gesetz keine Hinrichtung gestattete, bevor die Gesandtschaft von Delos zurückgekehrt war, so mußte Sokrates nach seiner Verurtheilung noch dreißig Tage am Leben bleiben, und während dieser ganzen Zeit bemerkten seine Freunde nicht die geringste Abweichung von seinem gewöhnlichen Betragen, in welchem man ihn, seines frohen und heitern Sinnes wegen, so sehr als keinen andern Menschen, bewunderte. Könnte man nun aber schöner sterben, als so? oder läßt sich ein schönerer Tod gedenken, als wenn man so schön

als möglich stirbt? oder ein glücklicherer als der schönste? oder ein gottgefälligerer als der glücklichste?

Ich werde nun erzählen, was ich von Hermogenes, Hipponikos Sohn, ihn betreffend gehört habe. Als die Anklage des Melitos bereits ergangen war, und Hermogenes erfuhr, daß Sokrates eher von allem andern als von seinem Prozesse spreche, so erinnerte er ihn auf seine Vertheidigung zu denken. — Und dünkt es dich denn nicht, war seine Antwort, daß ich mein ganzes Leben hindurch darauf gedacht habe? — Wie so? fragte Hermogenes. — Dadurch, sprach Sokrates, daß ich über das, was Recht und Unrecht sey, nachgedacht, was Recht ist gethan, und von dem Unrecht mich enthalten habe, welches, nach meiner Meinung, die beßte Vorbereitung für Vertheidigung ist. — Aber du weißt doch, lieber Sokrates, erwiederte Hermogenes, daß die Richter schon viele Menschen, die kein Unrecht gethan hatten, zum Tode verurtheilt, viele hingegen, die es gethan hatten, ledig gesprochen haben. — Nun, beym Zeus, antwortete Sokrates, ich muß dir sagen, daß, da ich wirklich auf eine Vertheidigung vor den Richtern denken wollte, mein Dämon mich daran gehindert hat. — Ey da sagst du etwas unbegreifliches, sprach Hermogenes. — Findest du es unbegreiflich, erwiederte Sokrates, wenn die Gottheit es besser findet, daß ich mein Leben jezt beschliesse? Weißt du es nicht, daß ich es keinem Menschen zugestehen würde, bis auf die jetzige Stunde

besser gelebt zu haben, als ich? Denn meines Bedünkens leben diejenigen am beßten, welche sich am meisten bestreben, so gut als möglich zu werden; und am vergnügtesten leben die, welche es recht deutlich merken, daß sie im Guten zunehmen. Und daß dieses bis auf jezt mein Fall gewesen sey, dieses Zeugniß mußte ich immer, so wohl in meinem Verkehr mit den Menschen, als wenn ich mich mit andern verglich, mir selbst ertheilen. Und zwar nicht ich allein, sondern auch meine Freunde haben immer so von mir geurtheilt, und zwar nicht, weil sie meine Freunde sind (sonst würden andere, welche auch ihre Freunde haben, von diesen Freunden eben so urtheilen), sondern weil sie überzeugt sind, in meinem Umgange sehr gute Menschen zu werden. Bey einem längern Leben nun würden die Gebrechen des Alters, des Gesichtes und Gehörs, des Verstandes und Gedächtnisses mein unvermeidliches Loos seyn, und ich müßte denen, vor welchen ich früher den Vorzug behauptete, nachstehen; und würde ich dieses nicht fühlen, so wäre mein Leben so gut als kein Leben; würde ich es aber fühlen, so wäre es schlechter und genußloser. Sterbe ich hingegen durch ein ungerechtes Urtheil, so gereicht es denen, welche mich ungerecht verurtheilen, zur Schande. Denn wenn unrecht thun schändlich ist, wie könnte denn eine ungerechte Handlung begehen anders als schändlich seyn? Wenn hingegen andre, in Rücksicht meiner, das, was recht ist, weder begrei=

sen noch thun wollen, wie könnte das für mich schändlich seyn? Ich weiß überdieß, daß unter denen, welche vor uns gelebt haben, diejenigen, welche Unrecht gethan, und die, welche Unrecht gelitten haben, von der Nachwelt ganz ungleich gewürdigt worden sind; und eben so weiß ich auch, daß, wenn ich nun sterben muß, das Urtheil der Welt ganz anders für mich ausfallen wird, als für die, welche mich werden verurtheilt haben; weiß, daß mir das Zeugniß niemals entstehen wird, keinem Menschen jemals Unrecht gethan, keinen schlechter gemacht, im Gegentheil mich bestrebt zu haben, die, mit welchen ich umging, besser zu machen.

Auf diese Weise äusserte sich Sokrates gegen Hermogenes, und gegen andre. Uebrigens erinnern sich alle Freunde der Tugend, welche den Sokrates genau kannten, seiner mit heißer Sehnsucht, als eines Mannes, welcher in der Anleitung zur Tugend seines Gleichen nicht hatte. Mir selbst wenn ich ihn in dem Lichte erblicke, in welchem ich ihn ausführlich gezeigt habe, als einen solchen Verehrer der Götter, daß er nichts ohne ihren Rath unternahm; so gerecht, daß er keinem Menschen Unrecht zufügte, und denen, mit welchen er in Verkehr kam, die nützlichsten Dienste leistete; so enthaltsam, daß er das Angenehme dem Guten nie vorzog; so klug, daß er in seinem Urtheil über das Gute nnd Böse sich niemals täuschte, und, ohne dazu fremder Einsichten zu bedürfen, durch sich

selbst im Stande war, dieses zu beurtheilen; im Stande war, alles zu erklären, und genau zu bestimmen, ferner auch andre darüber zu prüfen, und die Irrenden so wohl zu rechte zu weisen, als sie zur Tugend und zu allem Schönen zu ermuntern, scheint er mir der rechtschaffenste und glückseligste Mann gewesen zu seyn. Wen es anders dünkt, der mag seinen Charakter mit andern vergleichen, und alsdann urtheilen.

Zu verbessern:

Seite 174 Zeile 8 von unten, muß die Stelle: „Hingegen sagst du, derjenige sey gerechter, welcher weiß, was gerecht ist, als der, welcher es nicht weiß", so gelesen werden: „Hingegen sagst du, „derjenige sey gerechter, welcher nicht weiß, "was gerecht ist, als derjenige, welcher es weiß;" so wunderlich dieß auch klingen mag.

34 56 68 71 152

R. 145

Linda 92

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Xenophon,

Denkwürdigkeiten des Sokrates

Zürich 1819

A.gr.b. 3538
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10238844-7